

Kai BRODERSEN (Hg., Übers.), Ailianos. Tierleben. Berlin/Boston: De Gruyter 2018, 864 S.

Der römische Sophist und Rhetoriklehrer Claudius Aelianus (ca. 170-222 n. Chr.) hat mehrere griechische Prosaschriften zu unterschiedlichen Themen verfasst. Von diesen sind uns drei heute noch vollständig erhalten: Eine *Bunte Geschichte* (Ποικίλη ἱστορία, *Varia historia*) in vierzehn Büchern, eine Schrift *Über die Eigenart der Tiere* (Περὶ ζώων ἰδιότητος, *De natura animalium*) in siebzehn Büchern, sowie zwanzig (in ihrer Echtheit allerdings angezweifelte) *Bauernbriefe* (Ἐπιστολαὶ ἀγροικικαί, *Epistulae rusticae*). Kai Brodersen (B.) – Professor für Alte Geschichte an der Universität Erfurt und im deutschsprachigen Raum einer breiten Öffentlichkeit als Übersetzer und Vermittler der Antike bekannt – hat die beiden erstgenannten Schriften letztes Jahr in der renommierten zweisprachigen Sammlung Tusculum herausgebracht (Brodersen 2018a; Brodersen 2018b). Seine Übersetzung von *De natura animalium* ist Gegenstand dieser Rezension.

Eine „Einführung“ (S. 14-20) und ein „Anhang“ (S. 849-864) rahmen den Hauptteil des über achthundert Seiten starken Buches. In der Einführung gibt B. einen Überblick über das Wenige, was aus Aelians Leben bekannt ist, und über den Aufbau und die Wirkungsintention von dessen Schrift *De natura animalium*, deren Titel erst seit dem Mittelalter bezeugt ist und sich in seiner deutschen Wiedergabe durch B. an *Brehms Thierleben* – die bekannte populärwissenschaftliche Darstellung der Tier- und Artenvielfalt des deutschen Zoologen Alfred Brehm (1829-1884)¹ – anlehnt. Ebenfalls angesprochen und diskutiert werden der hohe Wert des Werkes für die Quellenforschung, der darin besteht, dass Aelian „eine Vielzahl älterer Autoren und Werke [nennt]“ (S. 11), sowie die bisher existierenden Textausgaben und Übersetzungen. Im Anhang finden sich eine Gegenüberstellung der älteren, auf Hercher (1864) zurückgehenden Kapitelzählung mit der neuen von García Valdés/Llera Fueyo/Rodríguez-Noriega Guillén (2009) (GLR), deren griechischen Text B. übernommen hat (dazu gleich mehr), sowie ein in Primär- und Sekundärliteratur aufgeteiltes Literaturverzeichnis und zuletzt ein Register der von Aelian genannten Tiere.

Aelians *De natura animalium* wurde im 19. Jahrhundert sowohl von Friedrich Jacobs (1764-1847) als auch von Rudolf Hercher (1821-1878) ediert (Jacobs 1832;

¹ Die erste Auflage von *Brehms Thierleben* erschien in den Jahren 1864-69. Später wurden zahlreiche Überarbeitungen, Erweiterungen sowie auch populärwissenschaftlich ausgerichtete bzw. für Kinder und Jugendliche präparierte Kurzversionen publiziert. Die deutsche Wikipedia verfügt über eine Zusammenstellung aller Ausgaben und Versionen: https://de.wikipedia.org/wiki/Liste_der_Ausgaben_von_Brehms_Tierleben_1863-1963.

Hercher 1864). Jacobs lieferte zu seiner Ausgabe eine lateinische Übersetzung, und wenige Jahre später publizierte er auch die erste deutsche Gesamtübersetzung des Textes unter dem Titel *Thiergeschichten* (Jacobs 1839-42). Wissenschaftlicher Standard blieb jedoch bis zum Jahre 2009 die Edition von Hercher (1864), auf der u.a. auch die von Loeb verlegte englische Übersetzung von Alwyn F. Scholfield basiert (Scholfield 1958-59). Im Jahre 2009 erschien sodann die neue kritische Ausgabe von GLR, die gegenüber Hercher (1864) nicht nur eine modifizierte Kapitelzählung aufweist, sondern auch eine Aufwertung der direkt vom Archetypus abhängigen Handschrift V sowie eine weitreichende Neu beurteilung von Aelians Sprache mit sich bringt. Aelians Griechisch ist (im Gegensatz zum Sprachideal der meisten zweitsophistischen Autoren) nicht rein attizistisch ausgerichtet, sondern zeigt starke Einflüsse der κοινή – was in der Vergangenheit oft nicht erkannt bzw. akzeptiert wurde und deshalb zu vielen unnötigen Emendationen führte. GLRs Neuausgabe führt somit im Vergleich zu den älteren Ausgaben zu nicht wenigen, relevanten Textänderungen und -erweiterungen.² B. nimmt, wie gesagt, diese Neuausgabe als Basis für seine Übersetzung und kündigt in der Einführung an (S. 19): „Eine Gesamtübersetzung auf der nun maßgeblichen Textgrundlage fehlte bisher und wird erstmals im vorliegenden Band präsentiert.“ Es wird also die Einlösung eines eindeutig bestehenden Desiderats versprochen.

Im Folgenden sei *exempli gratia* Kapitel 6,51 herausgegriffen (es handelt sich um eine zufällige, nach dem Blindprinzip getroffene Wahl), welches die Beschreibung einer „Dipsas“ genannten Giftschlange bietet. Ich zitiere zuerst den griechischen Text nach GLR und anschließend B.s Übersetzung:

Κατηγορεῖ τῆς διψάδος τὸ ἔργον αὐτὸ ἡμῖν τὸ ὄνομα. καὶ ἔχεως μὲν ἐστὶν ὀλιγωτέρα τὸ μέγεθος, ἀποκτείνει δὲ ὀξυτέρα· οἱ γάρ τοι τῷ δῆγματι προσπεσόντες ἐξάπτονται τε ἐς δίψος καὶ πιεῖν ἀναφλέγονται καὶ ἀμυστὶ σπῶσι καὶ τάχιστα ῥήγγυνται. καὶ φησι μὲν Σάστρατος λευκὴν εἶναι τὴν διψάδα, ἐπὶ γε μὴν τῆς οὐράς ἔχειν γραμμὰς μελαίνας δύο. ἀκούω δὲ ὅτι καὶ πρηστῆρας αὐτὰς καλοῦσιν τινες, καύσωνας δὲ ἄλλοι. γίνονται δὲ ἄρα ἐν Λιβύῃ τε καὶ Ἀραβίᾳ μᾶλλον. ὄχλον δὲ ἄρα ὀνομάτων ἐπαντλοῦσι τῷδε τῷ θηρίῳ καὶ ἄλλων. κέκληται δὲ καὶ μελάνουρος, ὡς φασι, καὶ ἀμμοάτης ὑπὸ ἄλλων· εἰ δὲ ἀκούσας καὶ κεντρίδα, τὴν αὐτὴν μοι λέγεσθαι νόει. δεῖ δὲ καὶ μῦθον τῷδε τῷ ζῷῳ ἐπῶσαί με· ὄνπερ οὖν ἀκούσας οἶδα, οὐ σιωπήσομαι τοῦτον, ὡς ἂν μὴ δοκοῖην ἀμαθῶς ἔχειν αὐτοῦ. τὸν Προμηθεῖα κλέψαι τὸ πῦρ ἢ φήμη φησί, καὶ τὸν Δία ἀγανακτῆσαι ὁ μῦθος λέγει καὶ τοῖς καταμηνύσασιν τὴν κλοπὴν δοῦναι

² Zu den Editionsprinzipien von GLR vgl. deren *praefatio* (vii-xxx). GLRs Ausgabe wurde von der Fachwelt ambivalent aufgenommen: So äußerten sich Wilson (2010) und Stefec (2011) kritisch bis ablehnend, während Giangrande (2012) die Neuausgabe und deren Stoßrichtung begrüßte und auch ausdrücklich gegen Wilsons Angriffe verteidigte. Für eine Neu beurteilung von Aelians ‚attizistischer κοινή‘ und der damit einhergehenden Verteidigung der Textüberlieferung an manchen Stellen, die früher ‚verbessert‘ wurden, vgl. auch Rodríguez-Noriega Guillén (2005), García Valdés (2007) und Giangrande (2011).

φάρμακον γήρως ἀμυντήριον. τοῦτο οὖν ἐπὶ τε ὄνφ θεῖναι τοὺς λαβόντας πέπυσμαι, καὶ τὸν μὲν προῖεναι τὸ ἄχθος φέροντα, εἶναι δὲ ὄραν θέρειον, καὶ διψῶντα τὸν ὄνον ἐπὶ τινα κρήνην κατὰ τὴν τοῦ ποτοῦ χρεῖαν ἐλθεῖν. τὸν οὖν ὄφιν τὸν φυλάττοντα ἀναστέλλειν αὐτὸν καὶ ἀπελαύνειν, καὶ ἐκεῖνον στρεβλούμενον μισθόν οἱ τῆς φιλοτησίας δοῦναι ὅπερ οὖν ἔτυχε φέρων φάρμακον. οὐκοῦν ἀντίδοσις γίνεται, καὶ ὃ μὲν πίνει, ὃ δὲ τὸ γήρας ἀποδύεται, προσεπιλαβὼν ὡς λόγος τὸ τοῦ ὄνου δίψος. τί οὖν; ἐγὼ τοῦ μύθου ποιητής; ἀλλ' οὐκ ἂν εἴπομι, ἐπεὶ καὶ πρὸ ἐμοῦ Σοφοκλῆς ὁ τῆς τραγωδίας ποιητής καὶ Δεινόλοχος ὁ ἀνταγωνιστὴς Ἐπιχάρμου καὶ Ἴβυκος ὁ Ῥηγίνος καὶ Ἀριστίας καὶ Ἀπολλοφάνης ποιηταὶ κωμωδίας ἄδουσιν αὐτόν.

Die Wirkung der *Dipsas* (»Durst«) kündigt der Name selbst an. Der Größe nach ist sie kleiner als der Otter, aber hinsichtlich ihrer Wirkung tödlicher, denn die von ihr Gebissenen bekommen einen brennenden Durst und ein heißes Verlangen zu trinken; sie trinken, ohne abzusetzen, und zerplatzen dann ganz schnell. Sostratos (*Frg.* 5 Wellmann) sagt, die *Dipsas* sei weiß, habe aber am Schwanz zwei schwarze Striche. Ich habe gehört, dass sie manche auch *Presteres* (»Brenner«), andere *Kausones* (»Zünder«) nennen. Man findet sie in Libyen und noch mehr in Arabien. Auch noch eine Masse von anderen Namen wird diesem Tier angehängt, denn sie heißt auch *Melanouros* (»Schwarzschwanz«), wie man sagt, und bei anderen *Ammobates* (»Sandläufer«); auch wenn man von einer *Kentris* (»Stachlerin«) hört, ist dasselbe Tier gemeint. Ich muss aber auch eine Fabel von diesem Tier hinzufügen; da ich sie gehört habe und kenne, will ich sie nicht verschweigen, damit man nicht glaube, ich sei damit nicht vertraut. Das Gerücht sagt, Prometheus habe das Feuer entwendet und der Mythos setzt hinzu, Zeus sei darüber zornig gewesen und habe den Meldern des Diebstahls ein Mittel gegen das Alter gegeben. Dieses Mittel hätten die Empfänger auf einen Esel geladen, der damit seines Weges gegangen wäre. Nun sei eben Sommer gewesen und der Esel sei von Durst getrieben an eine Quelle gegangen, um zu trinken. Hier habe ihn die Wache haltende Schlange abgewehrt und fortgetrieben; er aber, vom Durst gequält, habe ihr zum Lohn für die Erlaubnis zu trinken das Mittel angeboten, das er eben trug. Der Handel kommt zustande; der Esel trinkt und die Schlange streift das *geras* (alte Haut) ab, bekommt aber, wie es heißt, den Durst des Esels noch dazu. Wie nun? Bin ich Erfinder des Mythos? Das werde ich nicht sagen, denn vor mir besingen ihn der Tragödiendichter Sophokles (*TrGF* 362), Deinolochos (*PCG* I, *Frg.* 8; vgl. *Test.* 7), der Gegner des Epicharmos (*PCG* I, *Test.* 2), Ibykos von Rhegion (*PMG* 342), Aristias (*TrGF*, *Frg.* 8) und Apollophanes (*PCG* II, *Frg.* 8), die Komödiendichter.

Ich empfinde diese Wiedergabe zwar als angenehm und flüssig lesbar, jedoch fallen ein altmodischer Duktus sowie eine heutzutage eher unüblich gewordene ‚freie‘ Übertragungspraxis auf, was mich unweigerlich an Klassikerübersetzungen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts erinnert.³ Ferner ist in der Mitte des Kapitels eine Unstimmigkeit zwischen dem griechischen Text und der Übersetzung zu vermerken: Im Griechischen findet sich das Wort ἀμμοάτης, das in der Übersetzung jedoch als „Ammobates“ wiedergegeben

³ Vgl. etwa die bekannte Forderung von Wilamowitz-Moellendorff (1901, 7): „Es gilt [...] nicht Wörter noch Sätze übersetzen, sondern Gedanken und Gefühle aufnehmen und wiedergeben.“

wird. Erst vermutete ich einen Druckfehler, da es weder im LSJ noch im Brill Dict. einen Eintrag zu ἀμμοάτης gibt und ἀμμοβάτης in den beiden Wörterbüchern jeweils als *hapax legomenon* für ebendiese Stelle verzeichnet ist. Diese Vermutung erwies sich allerdings als falsch – richtig ist vielmehr, dass es sich um zwei Varianten in der Überlieferung handelt, wobei die Handschrift L gemäß Auskunft des Apparates bei GLR eine Korrektur von ἀμμοάτης zu ἀμμοβάτης zeigt. In den Ausgaben von Jacobs (1832) und Hercher (1864) steht ἀμμοβάτης, wogegen GLR ἀμμοάτης als ursprünglich (da *lectio difficilior*) ansetzen und deshalb diese Variante in den Text setzen. Misstrauisch geworden, konsultierte ich Jacobs' deutsche Übersetzung derselben Passage:⁴

Die Wirkung der Dipsas (Durstsinn) kündigt der Name selbst an. Der Größe nach ist sie kleiner als die Otter, aber in Rücksicht auf ihre Wirkung tödtlicher. Denn die von ihr Gebissenen bekommen einen brennenden Durst, und ein heißes Verlangen zu trinken, und sie trinken ohne abzusetzen, und zerplatzen ganz schnell. Sostratos sagt, die Dipsas sey weiß, habe aber am Schwanz zwei schwarze Striche. Ich habe gehört, dass Manche sie auch Presteren [Brenner], andre Kausonen [Zünder] nennen. Man findet sie in Libyen, und noch mehr in Arabien. Auch noch eine Masse von andern Namen wird diesem Thiere aufgehängt. Denn sie heißt auch Melanurus [Schwarzschwanz], wie man sagt, und bei Andern Ammobates [Sandläufer]; und wenn man von einer Centris [Stachlerin] hört, so ist dasselbe Thier gemeint. Ich muss aber auch eine Fabel von diesem Thiere hinzufügen; und da ich sie gehört habe und weiß, so will ich sie nicht verschweigen, damit man nicht glaube, ich sey unbekannt damit. Das Gerücht sagt, Prometheus habe das Feuer entwendet, und die Fabel setzt hinzu, Zeus habe darüber gezürnt, und den Angebern des Diebstahls ein Mittel gegen das Alter gegeben. Dieses Mittel hätten die Empfänger auf einen Esel geladen, der damit seines Weges gegangen wäre. Nun sey eben Sommer gewesen, und der Esel sey von Durst getrieben an eine Quelle gegangen, um zu trinken. Hier habe die Wache haltende Schlange ihn abgewehrt und fortgetrieben; er aber, vom Durste gequält, habe ihr zum Lohne für die Erlaubnis zu trinken das Mittel geboten, das er eben trug. Der Handel kommt zu Stande; der Esel trinkt, die Schlange zieht das Alter aus, bekommt aber, wie es heißt, den Durst des Esels noch dazu. Wie nun? Bin ich Erfinder der Fabel? Das werde ich nicht sagen. Denn vor mir verkündigt sie Sophokles, der Dichter der Tragödie, und Dinolochus, der Gegner des Epicharmus, und Ibykus, der Rheginer, und Aristias und Apollophanes, die Dichter der Komödie.

Und hier kann man doch nur staunen: B.s Übersetzung ist mit derjenigen von Jacobs zu weiten Teilen identisch! Orthographie, Interpunktion und Flexionsendungen wurden zwar den heutigen Gepflogenheiten angepasst, und es wurden einige Änderungen am Wortlaut vorgenommen, doch im Wesent-

⁴ Ich danke Ursina Füglistner für die Beschaffung von Jacobs' Übersetzung aus dem Magazin der Zentralbibliothek Zürich. Ich habe die Übersetzung in keiner Bibliothek in Norwegen (wo ich tätig bin) finden können, und auch antiquarisch war sie nicht aufzutreiben (auch nicht in Deutschland). Die Bände lassen sich auf <https://books.google.de> aufspüren – allerdings gestalten sich Suche nach und Arbeit mit dem Text dort schwierig.

lichen handelt es sich nach meinem Dafürhalten ganz klar nicht um eine Neuübersetzung, sondern um eine moderat modernisierte Neuauflage von Jacobs' Übersetzung aus den Jahren 1839-42. Die Anlehnung an Jacobs geht so weit, dass Divergenzen zwischen dem griechischen Text von GLR und der Übersetzung bestehen bleiben, wie das Beispiel von ἀμμοάτης vs. ἀμμοβάτης zeigt. Auch wurden die Änderungen, die ich als Modernisierungsversuche deute, anscheinend recht unsystematisch vorgenommen: So wurde etwa das griechische Wort μῦθος, welches Jacobs konsequent mit „Fabel“ übersetzt, zweimal mit „Mythos“ wiedergegeben, während einmal „Fabel“ belassen wurde. Ferner finden sich in B.s Übersetzung Eigen- und Freiheiten, die mit der Fassung von Jacobs übereinstimmen bzw. dieser sehr nahe kommen und nach meiner Einschätzung nicht dadurch erklärt werden können, dass B. unabhängig von Jacobs auf denselben Wortlaut gekommen sein kann. Im Folgenden seien einige der Auffälligkeiten herausgegriffen und kommentiert:⁵

- 1) Die absolut identische Übersetzung des ersten Satzes (κατηγορεῖ τῆς διψάδος τὸ ἔργον αὐτὸ ἡμῖν τὸ ὄνομα) kann schwerlich auf Zufall beruhen, denn ein heutiger Übersetzer wird κατηγορεῖ kaum mit „kündigt an“ wiedergeben (eher: „lässt erahnen“, „gibt zu erkennen“, „verrät“), und die Auslassung des Dativs ἡμῖν in beiden Fällen ist auffällig (der Übersetzung dieses Dativs steht überhaupt nichts im Wege – z.B.: „die Wirkung der *Dipsas* verrät uns ihr Name als solcher“ o.ä.).
- 2) B.s Übersetzung von ἀποκτεῖναι δὲ ὀξυτέρα mit „hinsichtlich ihrer Wirkung tödlicher“ ist elegant und treffend, aber sehr frei (wörtlich etwa: „im Töten aber heftiger“), und die Nähe zu Jacobs' „in Rücksicht auf ihre Wirkung tödtlicher“ lässt sich nicht übersehen.
- 3) ὄχλον δὲ ἄρα ὀνομάτων ἐπαντλοῦσι τῷδε τῷ θηρίῳ καὶ ἄλλων (wörtlich etwa: „und auch noch eine Masse von weiteren Namen gießen [die Leute] über dieses Tier“): B.s Übersetzung („auch noch eine Masse von anderen Namen wird diesem Tier angehängt“) ist gewiss elegant, zumal sich die Metapher des ‚Übergießens‘ im Deutschen schwerlich nachahmen lässt,⁶ doch ist auch hier die Nähe zu Jacobs („auch noch eine Masse von andern Namen wird diesem Thiere aufgehängt“) unübersehbar.

⁵ Die im Folgenden von mir angebrachten wortgetreuen Übersetzungen dienen lediglich dazu, die Eigen- und Freiheiten von Jacobs Übersetzung und B.s Nähe zu dieser offenzulegen.

⁶ Zur Bedeutung von ἐπαντλέω vgl. Brill Dict. s.v.: „(1) *act.* to draw water for pouring, pour water, irrigate [...] *fig.* to pour in a flood“ (mit Verweis u.a. auf diese Stelle). Ähnlich LSJ.

- 4) εἰ δὲ ἀκούσαις καὶ κεντρίδα, τὴν αὐτὴν μοι λέγεσθαι νόει (wörtlich etwa: „wenn du aber [die Bezeichnung] *Kentris* hören solltest, bedenke mir, dass [damit] dieselbe [Schlange] bezeichnet wird“):⁷ B.s Übersetzung („auch wenn man von einer *Kentris* [»Stachlerin«] hört, ist dasselbe Tier gemeint“) ist mit derjenigen von Jacobs („und wenn man von einer *Centris* [Stachlerin] hört, so ist dasselbe Thier gemeint“) so gut wie identisch. Wie ist es möglich, dass zwei Übersetzer autonom auf genau dieselbe Version kommen, die sowohl den Optativ ἀκούσαις indikativisch wiedergibt wie auch den Imperativ νόει unterschlägt – Unschärfen, die den Sinn zwar nicht verfälschen, die jedoch nicht notwendig sind?
- 5) τὸν Προμηθεῖα κλέψαι τὸ πῦρ ἢ φήμη φησί, καὶ τὸν Δία ἀγανακτῆσαι ὁ μῦθος λέγει (wörtlich etwa: „das Gerücht besagt, Prometheus habe das Feuer gestohlen, und der Mythos erzählt, Zeus sei wütend geworden“): Auch hier: An B.s Übersetzung („das Gerücht sagt, Prometheus habe das Feuer entwendet und der Mythos setzt hinzu, Zeus sei darüber zornig gewesen“) ist an und für sich wenig auszusetzen, doch die Nähe zu Jacobs' Version („das Gerücht sagt, Prometheus habe das Feuer entwendet, und die Fabel setzt hinzu, Zeus habe darüber gezürnt“) lässt Zweifel an B.s Eigenleistung aufkommen: Zum einen ist die Übersetzung von κλέψαι mit „habe entwendet“ anstelle des eher zu erwartenden (da moderneren und alltagssprachlicheren) „habe gestohlen“ zu vermerken; zum anderen die explizierende Wiedergabe von λέγει mit „setzt hinzu“, die in diesem Kontext zwar bestens passt, auf die aber doch wohl kaum zwei Übersetzer unabhängig voneinander kommen können. Auch die in beiden Versionen gleiche Hinzufügung des nicht zwingend nötigen Adverbs „darüber“ sticht ins Auge. Zu guter Letzt fällt auf, dass die von Jacobs nicht astrein wiedergegebene ingressive Aktionsart des Aorist-Infinitivs ἀγανακτῆσαι auch von B. nicht korrekt übertragen wurde.
- 6) τοῦτο οὖν ἐπὶ τε ὄνῳ θεῖναι τοὺς λαβόντας πέπυσμαι, καὶ τὸν μὲν προΐεναι τὸ ἄχθος φέροντα, εἶναι δὲ ὄραν θέρειον, καὶ διψῶντα τὸν ὄνον ἐπὶ τινα κρήνην κατὰ τὴν τοῦ ποτοῦ χρεῖαν ἐλθεῖν. Eine wortgetreue Übersetzung dieses Satzes könnte etwa wie folgt lauten: „Ich habe erfahren, dass die ‚Bekommer‘⁸ ebendieses [Heilmittel] auf einen Esel gesetzt haben, und dieser sei, die Last tragend, vorwärtsgegangen; es sei aber Sommerzeit gewesen, und der durstige Esel sei, vom Bedürfnis nach einem Trank

⁷ Zur Syntax: μοι ist Dativus ethicus; τὴν αὐτὴν muss sich auf ein gedanklich zu ergänzendes Femininum (διψᾶς oder ἔχις; vgl. den Anfang des Kapitels) beziehen.

⁸ Mit λαβόντας sind die Denunzianten gemeint, die zum Dank von Zeus das φάρμακον bekommen haben.

[veranlasst], zu einer Quelle gegangen.“ Die Übersetzung von Jacobs ist hier recht frei – nach heutigen Maßstäben wirkt sie fast schon eher paraphrasierend als übersetzend im eigentlichen Sinne. B.s Übersetzung ist mit ihr absolut identisch. Es fallen u.a. auf: die Auslassung des Hauptverbs πέπυσμαι (es scheint, als ob die indirekte Rede immer noch vom Verb λέγει des vorangehenden Satzes abhinge); die Wiedergabe des Infinitivs προῖέναι mit dem Ausdruck „seines Weges gehen“; die Unterschlagung des *participium coniunctum* τὸ ἄχθος φέροντα (stattdessen nur: „damit“); die Hinzufügung des Wörtchens „eben“; die Phrase „von Durst getrieben“; und schließlich die verbale Wiedergabe des nominalen Ausdrucks κατὰ τὴν τοῦ ποτοῦ χρείαν („um zu trinken“).

- 7) Schließlich findet sich Jacobs' Übersetzung des ironisch zu verstehenden Potentialis ἄλλ' οὐκ ἂν εἴποιμι⁹ wörtlich bei B. wieder: „Das werde ich nicht sagen.“ Das Futur vermittelt jedoch für heutige Leser nicht (mehr?) die intendierte Aussage; vielmehr wäre eine konjunktivische Übersetzung angebracht („das würde ich [so] nicht behaupten“ o.ä.). Ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, wie ein heutiger Übersetzer von sich aus auf diesen sinnentstellenden Wortlaut kommen sollte.¹⁰

Eine echte Neuerung gegenüber Jacobs besteht in der nützlichen und benutzerfreundlichen Hinzufügung der Fragmentnummern zu den von Aelian zitierten Autoren. Allerdings zeigt ein Blick in die Ausgabe von GLR, dass diese Angaben just aus jener Edition übernommen wurden. Gegen eine solche Übernahme spricht selbstverständlich nichts (es handelt sich, wie gesagt, um einen willkommenen Dienst am Leser), doch hätte die Übernahme sauber als Fremdleistung ausgewiesen werden sollen, denn das Aufspüren und Zuordnen von Fragmenten ist eine anspruchsvolle wissenschaftliche Knochenarbeit. In der Einleitung wird lediglich konstatiert, dass „die Fragmentnummern [...] in der Übersetzung [stehen]“ (S. 11).

Um festzustellen, ob es sich bei alledem nicht etwa bloß um einen nicht-repräsentativen Einzelfall handele, habe ich aus sämtlichen anderen Büchern ebenfalls Proben entnommen. Das Ergebnis läuft im Wesentlichen auf dasselbe

⁹ Ironisch in dem Sinne, dass Aelian die rhetorische Frage stellt, ob er als Urheber der Geschichte vom Esel und der Schlange zu gelten habe, nur um diese Falschbehauptung gleich darauf selber zu entkräften, indem er auf mehrere klassische Autoritäten verweist, welche die Anekdote bezeugen.

¹⁰ Nur am Rande sei schließlich noch angemerkt, dass mit der Änderung des Genus von „die Otter“ zu „der Otter“ sogar eine Verschlimmbesserung vorgenommen wurde: Die Otter steht nämlich für die hier gemeinte Giftschlange, während der Otter ein marderartiges Säugetier bezeichnet (vgl. z.B. <https://de.wiktionary.org/wiki/Otter>).

hinaus: Hier wurde eine 180 Jahre alte Übersetzung aufbereitet, d.h. an die Usancen der heutigen Rechtschreibung, Zeichensetzung und Beugung angepasst und sodann – mit einigen wenigen Änderungen und Variationen versehen sowie unter Hinzufügung der aus GLR entnommenen Fragmentnummern zu den bei Aelian zitierten Autoren – neu aufgelegt. Außerdem habe ich weitere Unstimmigkeiten zwischen dem griechischen Original und der deutschen Übertragung (wie die oben genannte zwischen ἀμμοβάτης und „Ammobates“) gefunden, die allesamt darauf zurückzuführen sind, dass der abgedruckte griechische Text derjenige von GLR ist, die Übersetzung jedoch größtenteils derjenigen von Jacobs (1839-42) entspricht, der als Textgrundlage naheliegenderweise seine eigene Edition verwendet hat (Jacobs 1832; vgl. den Anhang). Die Konsequenz: Wer B.s Übersetzung von Aelians *De natura animalium* liest, benutzt und gegebenenfalls daraus zitiert, glaubt, sich auf eine Übersetzung zu stützen, die auf der neuesten Textedition beruhe. Dem ist jedoch nicht (bzw. zumindest nicht durchgehend) so. Es ist nicht davon auszugehen, dass alle Leser und Benutzer die Unstimmigkeiten zwischen Original und Übertragung bemerken werden bzw. zu bemerken imstande sind, denn der Hauptzweck einer Übersetzung besteht bekanntlich darin, einen fremdsprachigen Text einem Publikum zugänglich zu machen, das der Ausgangssprache nicht mächtig ist (und Aelians *De natura animalium* kann auch für Wissenschaftler außerhalb der Klassischen Altertumswissenschaften relevant sein, z.B. für Zoologen, Naturwissenschaftshistoriker usw.).¹¹

Das Urheberrecht auf geistigem Eigentum erlischt nach geltendem deutschen Recht siebenzig Jahre nach dem Tode des Schöpfers. Friedrich Jacobs ist 1847 gestorben – somit ist es ohne die geringsten Umstände möglich, eine modernisierte und adaptierte Fassung seiner Übersetzung zu veröffentlichen.¹² Dies

¹¹ Vgl. auch die beiden Parallelrezensionen: Rabl (2018, 250): „Mit dem vorliegenden Band und einer großen Übersetzungsleistung hat Kai Brodersen Aelianos' Tierleben erstmals mit allen 17 Bänden zweisprachig zugänglich gemacht.“ Schreiner (2019, 11): „Das nicht zu unterschätzende Verdienst des vorliegenden *Tusculum*-Bandes ist die Erschließung eines lesenswerten Autors für ein breiteres Publikum [...]“ – Zur anvisierten Leserschaft der Sammlung *Tusculum* s.u. Anm. 15.

¹² Für solche Praxis gibt es durchaus Beispiele: So hat Franz Stoessl (1910-1988) 1952 eine neu bearbeitete Fassung der Aischylos-Übersetzung von Johann Gustav Droysen (1808-1884) aus dem Jahre 1841 vorgelegt, was in der Titelei dementsprechend ausgewiesen wurde: „Auf Grundlage der Übersetzung von Johann Gustav Droysen bearbeitet, eingeleitet und teilweise neu übersetzt von Franz Stoessl“ (Droysen/Stoessl 1952). Die Prinzipien seiner Neufassung und die Gründe für sein Vorgehen hat Stoessl in einem Nachwort in vorbildlich genauer und gewissenhafter Weise dargelegt (Stoessl in Droysen/Stoessl 1952, 427-430). – B. selber hat ein analoges Arbeitsverfahren bereits in einer vor 25 Jahren erschienenen Übersetzung von Dionysios Periegetes' *Orbis descriptio* angewandt, die auf einer Adaption der Übertragung von Gabriel Gottfried Bredow (1773-1814) beruht (Brodersen 1994; Bredow 1816). Dort jedoch wurde das Vorgehen im Vorwort transparent

und nichts anderes hat B. faktisch getan – doch kommt es m.E. einer nicht unerheblichen Irreführung der Leser- und Käuferschaft gleich, wenn eine solche Publikation dann als übersetzerische Eigenleistung des Bearbeiters ausgegeben wird. Ebenso empfinde ich es als eine Verdrehung der Tatsachen, wenn in der Einführung darauf hingewiesen wird, dass Jacobs' Übersetzung „für den vorliegenden Band dankbar herangezogen wurde“ (S. 18). Damit wird insinuiert, dass Jacobs im Sinne eines Kommentars konsultiert wurde, z.B. zwecks Erhellung syntaktisch schwieriger oder übersetzungstechnisch herausfordernder Stellen. Und ja, da mag es vorkommen, dass eine Formulierung, ein Satz oder meinetwegen auch einmal eine etwas längere Passage des Vorbildes als derart geglückt erscheinen, dass man das, was dasteht, gleich *tale quale* übernehmen mag (wobei *ich* selbst da im Zweifelsfalle noch in einer Fußnote auf die Fremdleistung aufmerksam machen würde). Unter „dankbar herangezogen“ kann aber bestimmt nicht verstanden werden, dass die gesamte Übersetzung mit nur minimalen Anpassungen und Änderungen wiederabgedruckt wurde.¹³

Im Jahre 1993 wurde der katalanische Schriftsteller Manuel Vázquez Montalbán (1939-2003) von einem Gericht in Madrid verurteilt, weil er seine spanische Übersetzung von William Shakespeares *Julius Caesar* zu weiten Teilen aus der kurz zuvor erschienenen Übersetzung desselben Dramas von Ángel Luis Pujante abgeschrieben hatte (Vázquez Montalbán 1988; Pujante 1987).¹⁴ Das Beispiel zeigt, dass die ungekennzeichnete Übernahme einer fremden Leistung auch im Falle einer literarischen Übersetzung (und nicht bloß bei Forschungsarbeiten) als Regelverstoß aufgefasst werden kann. Dieselben Regeln sollten besonders auch dann gelten, wenn eine Übersetzung von einem Wissenschaftler erstellt sowie in einem auf Wissenschaftlichkeit Anspruch erhebenden Verlag publiziert wird – sprich: wenn eine Übersetzungsarbeit als forschungsbasiertes Produkt verkauft wird.¹⁵ Nach meiner Einschätzung sind diese Standards in dem hier besprochenen Falle nicht eingehalten worden.¹⁶

gemacht (Brodersen 1994, 5): „Die Edition des Textes wurde nach der wichtigsten Handschrift neu erarbeitet; die Übersetzung beruht auf der goethezeitlichen Nachdichtung, die Gottfried Gabriel Bredow schuf, der Freund und Nachfolger des berühmten Homer-Übersetzers Johann Heinrich Voß.“

¹³ Vgl. Turell (2004, 14): „A translator's starting point should be the original literary work, a good edition, a good glossary, and his/her expertise, knowledge and erudition; 'by no means will the translator recur to a previous translation's findings, to pillage the verses, calque syntactic structures, or semantic content, and stylistic resources. If he/she did this, his/her effort would be pointless and it would be an evident case of plagiarism' (Zozaya 1990: 2).“

¹⁴ Vgl. Turell (2004) zu den Details. Ferner auch Şahin/Duman/Gürses (2015) zu Fällen aus der Türkei.

¹⁵ Zum wissenschaftlichen Anspruch der Sammlung Tusculum vgl. den zugehörigen Weblink auf der Homepage des Verlages Walter de Gruyter (<https://www.degruyter>)

Zitierte Literatur

- Bredow (1816) = Gabriel Gottfried Bredow (Übers.), *Dionysios' Schilderung des Erdkreises*, Breslau 1816 (in: Johann Gottlieb Kunisch [Hg.], *G.G. Bredows Nachgelassene Schriften*, 403-458).
- Brill Dict. = Franco Montanari et al., *The Brill Dictionary of Ancient Greek*, Leiden/Boston²2018.
- Brodersen (1994) = Kai Brodersen (Hg., Übers.), *Dionysios von Alexandria. Das Lied von der Welt*, Hildesheim/Zürich/New York.
- Brodersen (2018a) = Kai Brodersen (Hg., Übers.), *Ailianos. Vermischte Forschung*, Berlin/Boston 2018.
- Brodersen (2018b) = Kai Brodersen (Hg., Übers.), *Ailianos. Tierleben*, Berlin/Boston 2018.
- Droysen/Stoessl 1952 = Johann Gustav Droysen/Franz Stoessl (Übers.), *Aischylos. Sämtliche Tragödien und Fragmente. Auf Grundlage der Übersetzung von Johann Gustav Droysen bearbeitet, eingeleitet und teilweise neu übersetzt von Franz Stoessl*, Zürich 1952.
- García Valdés (2007) = Manuela García Valdés, „Estudio crítico-textual del libro III de *NA* de Claudio Eliano: Normativismo y cuestiones de método para la edición de la obra“, in: *Emerita* 75, 2007, 199-224.
- Giangrande (2011) = Giuseppe Giangrande, „Sobre el texto y la lengua de Eliano“, in: *Veleia* 28, 2011, 283-290.
- Giangrande (2012) = Giuseppe Giangrande, Rezension von GLR, in: *Emerita* 80, 2012, 191-195.
- GLR = Manuela García Valdés/Luis Alfonso Llera Fueyo/Lucía Rodríguez-Noriega Guillén (Hg.), *Claudius Aelianus. De natura animalium*, Berlin/New York 2009.
- Hercher (1864) = Rudolf Hercher (Hg.), *Claudii Aeliani De natura animalium libri XVII*, Leipzig 1864.
- Jacobs (1832) = Friedrich Jacobs (Hg., Übers.), *Aeliani De natura animalium libri XVII*, 2 Bände, Jena 1832 (mit lat. Übers.).
- Jacobs (1839-42) = Friedrich Jacobs (Übers.), *Claudius Aelianus. Werke*, Bände 4-9: *Thiergeschichten*, Stuttgart 1839-42.
- LSJ = Henry George Liddell/Robert Scott/Sir Henry Stuart Jones, *A Greek-English Lexicon*, Oxford¹⁰1996.

ter.com/view/serial/235043): „Die hohe wissenschaftliche Qualität der Ausgaben, gepaart mit dem leserfreundlichen Sprachstil der Einführungs- und Kommentarteile, macht jeden *Tusculum*-Band zu einer fundamentalen Lektüre nicht nur für Studierende, die sich zum ersten Mal einem antiken Autor nähern, und für Wissenschaftler, die spezifische Aspekte eines Werkes vertiefen möchten, sondern für alle, die sich durch vertrauenswürdige Übersetzungen einen Zugang zur Antiken Welt verschaffen wollen.“

¹⁶ Ich danke Arnold Bärtschi, Annette Birkeland, Beate Elvebakk, Han Lamers und Winnie Joanna Greenwood Ormerod für hilfreiche und erhellende Diskussionen im Zusammenhang mit der Abfassung dieser Rezension. Die Verantwortung für deren Inhalt und Ausformulierung liegt selbstverständlich allein und vollumfänglich bei mir. – Die zitierten Weblinks wurden letztmals am 14.05.2019 abgerufen.

- Pujante (1987) = Ángel Luis Pujante (Übers., Komm.), William Shakespeare. Julio César. Traducción, introducción y notas, Murcia.
- Rabl (2018) = Josef Rabl, Rezension von Brodersen (2018b), in: Latein und Griechisch in Berlin und Brandenburg 62.4, 2018, 248-250 (http://lgbb.davbb.de/images/2018/heft-4/lgbb_04_2018_web.pdf).
- Rodríguez-Noriega Guillén (2005) = Lucía Rodríguez-Noriega Guillén, „Aelian and Atticism. Critical Notes on the Text of *De Natura Animalium*“, in: CQ 55, 2005, 455-462.
- Şahin/Duman/Gürses (2015) = Mehmet Şahin/Derya Duman/Sabri Gürses, „Big business of plagiarism under the guise of (re)translation. The case of Turkey“, in: Babel 61, 2015, 193-218.
- Scholfield (1958-59) = Alwyn F. Scholfield (Hg., Übers.), Aelian. On the Characteristics of Animals, 3 Bände, London/Cambridge MA 1958-59.
- Schreiner (2019) = Sonja Schreiner, Rezension von Brodersen (2018b), in: Wiener Studien 132, 2019, 11.
- Stefec (2011) = Rudolf Stefec, Rezension von GLR, in: Gymnasium 118, 2011, 289-291.
- Turell (2004) = M. Teresa Turell, „Textual kidnapping revisited: the case of plagiarism in literary translation“, in: Speech, Language and the Law 11, 2004, 1-26.
- Vázquez Montalbán (1988) = Manuel Vázquez Montalbán (Übers.), Julio César de W. Shakespeare, Madrid 1988.
- Wilamowitz-Moellendorff (1901) = Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, „Was ist Übersetzen?“, in: id., Reden und Vorträge, Berlin 1901, 1-26.
- Wilson (2010) = Nigel G. Wilson, Rezension von GLR, in: Exemplaria Classica 14, 2010, 403-405.
- Zozaya (1990) = P. Zozaya, Dictamen pericial, Barcelona (*non vidi*; Zitat nach der bibliographischen Angabe bei Turell 2004, 26).

Prof. Dr. Silvio Bär
Universitetet i Oslo
Institutt for filosofi, idé- og kunsthistorie og klassiske språk
Blindernveien 31
NO-0313 Oslo
E-Mail: silvio.baer@ifikk.uio.no

Anhang: Unstimmigkeiten zwischen GLRs griechischem Text und B.s Übersetzung

Zusammengestellt sind Passagen, bei denen GLRs griechischer Text von demjenigen von Jacobs (1832) abweicht und wo B.s Übersetzung entgegen der Ankündigung, eine auf GLR basierende Übersetzung zu bieten (Einführung S. 19), dem Text von Jacobs (1832) folgt bzw. aus Jacobs' (1839-42) Übersetzung entnommen zu sein scheint. Meinerseits wird kein Anspruch auf Vollständigkeit erhoben – aufgelistet ist, was ich bei einer kursorischen Durchsicht gefunden habe.

	Text nach GLR	Wortgetreue Übers. S.B.	Text nach Jacobs (1832)	Übers. Jacobs (1839-42)	Übers. Brodersen (2018b)
1,18	βαρὺς ἄνω ἐγκείμενός τε καὶ πιέζων καὶ σπαρτώδει μιμήματι	schwer auf [ihm] [= dem Menschen] liegend und drückend und in Nach- ahmung eines Seiles	βαρὺς ἄνω ἐγκείμενός τε καὶ πιέζων, καὶ ἐπαρτῶν δειμά τι	indem er mit seiner ganzen Schwere auf ihm lastet und drückt, und wie ein Schrecknis über ihm hängt	lastet und drückt er mit seiner ganzen Schwere auf ihm und hängt wie ein Schrecknis über ihm
1,41	ἔχουσι δὲ καὶ τροφήν ἐν χειμῶνι τοῦ κλύδωνος· τὰ μὲν ἀποσπῶντες ἐκ τῶν πετρῶν, τὰ δὲ ἐπισύροντες ἐκ τῆς γῆς	sie haben aber auch im Sturm des Wellengangs Nahrung: teils, indem sie sie von den Felsen weg- reißen, teils, indem sie sie aus der Erde herausziehen	ἔχουσι δὲ καὶ τροφήν ἐν χειμῶνι, τοῦ κλύδωνος τὰ μὲν ἀποσπῶντος ἐκ τῶν πετρῶν, τὰ δὲ ἐπισύροντος ἐκ τῆς γῆς	sie haben aber auch im Sturme Nahrung, indem die Welle Einiges von den Felsen abspült, Anderes von der Erde abreißt	sie haben aber auch im Sturm des Wellengangs Nahrung, wenn dieser einiges von den Felsen abspült und anderes von der Erde abreißt
3,23	ἐπεὶ οἶόν τε ἦν ἐν τῇ ἄλλῃ τῇ ὑφ' ἡλίῳ τοιοῦτον διαβιοῦν	weil ein solches [Geschlecht (sc. γένος)] [nur?] an diesem anderen [Ort] unter der Sonne leben könnte	ἐπεὶ οὐχ οἶόν τε ἦν ἐν τῇ ἄλλῃ τῇ ὑφ' ἡλίῳ τοιοῦτον διαβιοῦν	da anderswo unter der Sonne ein solches Ge- schlecht unmöglich leben könnte	weil anderswo unter der Sonne ein solches Ge- schlecht unmöglich leben könnte

3,42	τοῦ γὰρ ὄρνιθος τὰ μὲν περὰ κόσμος ἐστί, τὸ δὲ σῶμα ἦν τι οὐδέν	denn dieses Vogels Schmuck ist zwar sein Ge- fieder, der Leib aber ist(?) wohl nichts	τοῦ γὰρ ὄρνιθος τὰ μὲν περὰ κόσμος ἐστί, τὸ δὲ σῶμα ἦ τι ἦ οὐδέν	denn diesen Vogel schmückt zwar sein Gefie- der, sein Leib aber ist wenig oder nichts	denn diesen Vogel schmückt zwar sein Gefie- der, sein Leib aber ist wenig oder nichts
4,53	εἰσὶ δὲ καὶ ὄκιστοι οἶδε οὐ μόνον τῶν ὄνων, ἀλλὰ καὶ ἵππων καὶ ἐλεφάντων	diese [= die wilden Esel] aber sind nicht nur die schnellsten unter den Eseln, sondern auch [schneller als] Pferde und Elefanten	εἰσὶ δὲ καὶ ὄκιστοι οἶδε οὐ μόνον τῶν ὄνων, ἀλλὰ καὶ ἵππων καὶ ἐλάφων	diese Art ist vorzüglich schnell, und darin nicht nur den Eseln, sondern auch den Pferden und Hirschen überlegen	diese Art ist besonders schnell und darin nicht nur den Eseln, sondern auch den Pferden und Hirschen überlegen
5,33	ἢ καταδύς ἀπεπνίγη, ἢ...	entweder er [= der Adler, ὁ αἰετός]) erstickt beim Untertauchen, oder...	ἢ καταδύσα ἀπεπνίγη, ἢ...	entweder sie [= die Ente, ἡ νῆττα] erstickt beim Untertauchen, oder...	entweder sie [= die Ente, ἡ νῆττα] erstickt beim Untertauchen, oder...
6,51	κέκληται δὲ καὶ μελάν- ουρος, ὡς φασι, καὶ ἀμμοάτης ὑπὸ ἄλλων	denn sie wird auch ,Schwarzschwanz' genannt, wie [die Leute] sagen, und ,Ammoates' von anderen	κέκληται δὲ καὶ μελάνουρος, ὡς φασι, καὶ ἀμμοβάτης ὑπὸ ἄλλων	denn sie heißt auch Melan- urus [Schwarzschwanz], wie man sagt, und bei Andern Ammobates [Sandläufer]	denn sie heißt auch <i>Melanouros</i> («Schwarz- schwanz»), wie man sagt, und bei anderen <i>Ammobates</i> («Sandläufer»)
7,26	ὁ Κολοφώνιος ἀνὴρ	der Kolophonier	Κολοφώνιος ἀνὴρ	ein Kolophonier	ein Kolophonier
10,17	βραχέα δέ ἐστι καὶ ἀγχι- βαθὴ τὰ πρὸ τῆς χώρας	und das [Gebiet] vor dem Land ist kurz und tief	βραχέα δέ ἐστι καὶ οὐκ ἀγχιβαθὴ τὰ πρὸ τῆς χώρας	die Gegend vor dem Land aber ist seicht und nicht tief	die Gegend vor dem Lande aber ist seicht und nicht tief
11,16	ἔκτισε δὲ Αἰνείας ὁ Ἀγχίσου ὁ Τρῶς τὴν πόλιν τὴν προ- ειρημένην	und Aeneas, der [Sohn] des Anchises, der Troer, besiedelte die vorhin genannte Stadt	ἔκτισε δὲ Αἰνείας ὁ Ἀγχίσου ὁ Τρῶς τὴν πόλιν τὴν προειρημένην	Aeneas, der Sohn des Anchises, der Troer, erbaute die erwähnte Stadt	Aeneas von Troia, der Sohn des Anchises, erbaute die genannte Stadt

11,18	σπασθεισα δ' ἐν λειμῶνι	und es [= das Fohlen] wird auf die Wiese gezerrt	πλαθεισα δ' ἐν λειμῶνι	nun irrt sie auf der Au umher	nun irrt sie auf der Au umher
11,40	συνεργόν	tauglich	ἀσυνεργόν	untauglich	untauglich
12,15	ταύτη τοι νύκτωρ πολλῶ τῷ ὕδατι καταρραίνει	dort also bespült es [= das Krokodil] nachts [den Weg (sc. τὴν ἀτραπόν)] mit viel Wasser	ταύτην τοι νύκτωρ πολλῶ τῷ ὕδατι καταρραίνει	diesen Weg bespült es bei Nacht mit vielem Wasser	diesen Weg bespült es nachts mit viel Wasser
14,7	ἐπίσταται οὖν ὁ θηρατῆς καὶ ἤρηκε σὺν τῇ μητρὶ τοὺς ἐκγόνους.	der Jäger weiß [dies] also und nimmt die Jungen zusammen mit der Mutter	ἐπίσταται οὖν ὁ θηρατῆς καὶ ἤρηκε σὺν τῇ μητρὶ τοὺς ἐκγόνους.	der Jäger tritt nun herzu, und nimmt sich die Jungen mit sammt der Mutter	der Jäger tritt nun herzu und nimmt sich die Jungen mitsamt der Mutter
14,8	Ἀντήνορος ἔργον εἶναι λέγουσι τοῦ Τρωῶς τὴν πόλιν. ταύτην δὲ ᾤκησεν ἄρα οἴκοθεν σωθεῖς	Man sagt, die Stadt sei das Werk des Troers Antenor. Er habe diese [Stadt (sc. πόλιν)] also besiedelt, nachdem er sich aus seiner Heimat gerettet hatte	Ἀντήνορος ἔργον εἶναι λέγουσι τοῦ Τρωῶς τὴν πόλιν· ταύτην δὲ ᾤκησεν [ἄρα] γῆν οἴκοθεν σωθεῖς	Antenor der Troer, hat sie gegründet, wie man sagt, als er sich aus seiner Heimath gerettet und in diesem Lande niedergelassen hatte	Antenor von Troia hat sie gegründet, wie man sagt, als er sich aus seiner Heimat gerettet und in diesem Land niedergelassen hatte
14,11	ἦ δὲ τῷ πόθῳ τοῦ τέκνου τηρεῖται	und sie [= die Mutter] schaut vor Sehnsucht nach dem Kind umher	ἦ δὲ τῷ πόθῳ τοῦ τέκνου τείρεται	die Mutter wird von der Sehnsucht nach dem Kinde gequält	die Mutter wird von der Sehnsucht nach dem Kind gequält
15,19	καὶ λέγει Δημόστρατος, ἀνὴρ, ὡς λέγει καὶ τοῦτο, τῶν ἐκ τῆς Ῥωμαίων βουλῆς γενόμενος	und es sagt Demonstratos – ein Mann, wie er auch dies sagt, [der] aus dem Senat der Römer stammt – [...]	καὶ λέγει Δημόστρατος, ἀνὴρ, ὡς λέγω καὶ τοῦτο, τῶν ἐκ τῆς Ῥωμαίων βουλῆς γενόμενος	Demostratus – ein Mann des Römischen Senates, um auch Dieses zu erwähnen [...] – dieser Mann also sagt [...]	Demostratos, ein Mann des römischen Senates, um auch dieses zu erwähnen – [...] – dieser Mann also sagt [...]

16,28	Καλλίας ἐν τῷ δεκάτῳ τῶν περὶ τὸν Συρακούσιον Ἀγαθοκλέα λόγων φησί	Kallias sagt in der zehnten seiner Reden über Agathokles von Syrakus	Καλλίας ἐν τῇ δεκάτῃ τῶν περὶ τὸν Συρακούσιον Ἀγαθοκλέα λόγων φησί	Kallias sagt in dem zehnten Buche von dem Syracusier Agathokles	Kallias sagt im zehnten Buch über Agathokles von Syrakus
17,43	ἐν δὲ ταῖς μάχαις σπείρουσιν αὐτά	bei den Kämpfen aber schütteln(?) sie [= die Stiere] diese [= ihre Hörner]	ἐν δὲ ταῖς μάχαις ἐγείρουσιν αὐτά	beim Kampfe aber richten sie dieselben auf	beim Kampf aber richten sie jene auf

Henrieta TODOROVA (Hg.), Durankulak, Band III. Die Hellenistischen Befunde. Rahden/Westf.: Verlag Marie Leidorf 2016, 272 S., 408 Abb., 3 Karten, 52 Tafeln

Die vorliegende Arbeit bildet den dritten Band der langjährigen Untersuchungen in Durankulak und versammelt fünfundzwanzig Beiträge, die sich aus unterschiedlichen Perspektiven mit dem Thema beschäftigen. Die Ergebnisse der Untersuchungen der mittelalterlichen Befunde und der prähistorischen Gräberfelder von Durankulak waren von H. Todorova als Band I und II vorgelegt worden¹. Im zu besprechenden III. Band stellen Autoren das am Südhang der "Großen Insel" gelegene hellenistische Höhlenheiligtum der Kybele vor. Mit einem 6-8 x 25 m großen Tempel und Opfergruben, der in Surveys erkundeten Umgebung, sowie den Funden im Areal einschließlich der dort nachvollziehbaren Opferpraktiken ist Durankulak ein sehr vielseitiger archäologischer Fundplatz in Bulgarien.

Die Freilegung des frühhellenistischen Höhlenheiligtums der Kybele auf der Großen Insel im See von Durankulak wirft neues Licht auf den Kultbereich der griechischen Pontoskolonien im Allgemeinen, insbesondere auf Kultpraktiken der Muttergöttin, da es sich um einen gut erhaltenen Komplex mit allen zum Kult gehörigen Elementen handelt. In Anlehnung an bithynische Vorbilder ist das Heiligtum 25 m tief in das Felsmassiv der Insel hineingegraben. Es besteht aus einer Portikus, einem Korridor, drei Hallen mit Opferanlagen und einem Brunnen. Ein Motiv mit der Darstellung der Gottheit Kybele ist in sekundärer Lage auf der Insel entdeckt worden. Auch Terrakotten der Kybele wurden gefunden. Das Heiligtum gehörte zur griechischen Kolonie Kallatis (heute Mangalia), die 10 km nördlich am Ufer des Schwarzen Meeres liegt. Der Kultplatz war vom Ende des 4. bis zum Anfang des 2. Jhs. v. Chr. in Benutzung.

Am Westufer des Sees von Durankulak erstreckt sich ein umfangreiches Opfergrubenareal mit Opferplätzen, die zum Heiligtum gehören und die ebenfalls erforscht wurden. Das dort gewonnene Fundgut steht in engster Beziehung zum Höhlenheiligtum und den dort ausgeübten Kultpraktiken. Die zahlreichen Opfergruben am Westufer des Sees spiegeln die Intensität des Kultes im 3. Jh. v. Chr. wider und geben Hinweise auf Beziehungen zur indigenen Bevölkerung des Hinterlandes. Die Kulthandlungen gehen allerdings am Anfang des 2. Jhs. v. Chr. zurück, bis das Heiligtum endgültig verlassen wird.

¹ H. Todorova, Durankulak I (Sofia 1989); H. Todorova (Hg.), Durankulak 2, 1-2. Die prähistorischen Gräberfelder von Durankulak (Sofia 2002).

Die Ikonographie der Kybele auf dem Votiv von Durankulak hat ihr Gegenstück in der Kybelestatue von Balcik (Dionysopolis), welche offensichtlich als Vorbild gedient hat. Beide Kybeleheiligtümer – von Durankulak und von Dionysopolis – belegen die Verbreitung des Kybelekultes im westpontischen Raum in frühhellenistischer Zeit.

Das vorliegende Buch hat ein trauriges Schicksal: Zunächst stirbt der langjährige Mitarbeiter Johannes Burow während der Publikationsvorbereitungen, der mit Henrieta Todorova gemeinsam die Herausgeberschaft übernommen hatte. Die über 30 Jahre dauernden Ausgrabungen standen unter der Leitung von H. Todorova, die bedauerlicherweise vor der Veröffentlichung des dritten Bandes ebenfalls verstarb. Dem Grabungsteam von Durankulak fiel somit die Aufgabe zu, das von ihr begonnene Werk zu Ende zu bringen. Am Anfang steht ein zweisprachiges Vorwort der verstorbenen Grabungsleiterin und Herausgeberin H. Todorova, in dem sie von dem frühen Tod von J. Burow berichtet und erläutert, dass man nach dessen Tod vereinbart hatte, weitere Autoren zu bestimmten Themen heranzuziehen. Schlussendlich ist ein Band mit Beiträgen von zahlreichen Autoren entstanden, die aus der Archäologie, aber auch aus den Bereichen Paläoanthropologie, Alte Geschichte, Seefahrt, Palynologie, Paläoethnobotanik und Geoarchäologie stammen.

In seinem einleitenden Beitrag (S. 13-20) im Band widmet sich I. Vajsov dem Überblick über die Forschungsergebnisse von 1974 bis 2007, in dem die vielfältigen Fundstellen aus verschiedenen Phasen von prähistorischer Zeit bis zum Mittelalter beschrieben werden. Anschließend ist ein Literaturverzeichnis zu Durankulak angehängt. Darauf folgen ein Nachruf für J. Burow, sein Vorwort und eine Einleitung von beiden verstorbenen Herausgebern J. Burow und H. Todorova. Im Beitrag (S. 31-34) von H. Todorova werden die geographische Lage von Durankulak und das dort herrschende Klima vorgestellt sowie die Höhe des Meeresspiegels im 3. Jh. v. Chr. erörtert. Zudem werden die Lage der auf den ersten Blick unüberschaubaren Fundstellen bzw. Befunde mit Karten, Luftbildern und weiteren Fotos erläutert, was für den Leser hilfreich ist.

Im zentralen Beitrag (S. 35-50) von drei Autoren wird der eigentliche Befund, nämlich das Höhlenheiligtum der Kybele, ausführlich behandelt. Vorgestellt werden sowohl die Höhle selbst, als auch deren Umgebung, die Stratigraphie, Befunde, Architekturteile und Kleinfunde mit Plänen, Zeichnungen und Fotos. Außerdem werden die Bautechnik, die Datierung der Höhlenanlage und ihre Nutzungszeit behandelt. Des Weiteren wird in diesem Beitrag versucht, die hellenistischen Befunde, das Votivrelief, die Terrakotten der Kybele sowie das Opfergrubenareal im Vergleich mit anderen Fundorten und im Hinblick auf

die Tradition der Felsen- und Höhlenheiligtümer der Göttin zu interpretieren. Diese Befunde bilden das zentrale Thema des Bandes, es bleibt aber bei einem allgemeinen Überblick. Die komplexe, aber gute Befundlage würde sicherlich eine ausführlichere Darstellung verdienen. Das Höhlenheiligtum auf der Großen Insel in Durankulak stellt unter den bekannten Heiligtümern der Kybele einen einmaligen Fundkomplex dar. Denn solche Kultstätten sind schwer auffindbar, da sie normalerweise kaum architektonische Reste aufweisen. Vor allem, wenn die Kultstätten weit außerhalb der Stadt liegen, bleiben sie trotz systematischer Forschungen häufig unauffindbar, bis sie durch Zufall oder eine Raubgrabung entdeckt werden. Und das führt zur Lücke in der Forschung zu Natur- bzw. Höhlenheiligtümern. Höhlen mit einer solch eindeutigen architektonischen Einfassung wie in Durankulak sind eine Seltenheit. Durch die hier erhaltene Portikus, den Korridor und mehrere Hallen wird die Gestaltung der Höhle als Heiligtum gut nachvollziehbar. In der Osthalle im Heiligtum von Durankulak wurde ein Podest festgestellt, auf dem der Thronessel der Kybelestatue an der Nordwand steht. Das ist offensichtlich der allerheiligste Bereich. Sogar die Reste des Thronsessels sind teilweise erhalten. Das Votivrelief und mehrere Terrakotten geben einen Hinweis auf das Bild der Göttin. Für die Datierung können vor allem Keramikfragmente herangezogen werden. Solche wichtigen Befunde sind leider im Buch oberflächlich behandelt, sie bedürfen aber einer ausführlicheren Darstellung mit mehreren Fotos und Detailzeichnungen. In demselben Beitrag wird auch allgemein auf die Ikonographie der Kybele eingegangen.

Die zum Heiligtum gehörenden Befunde in der Umgebung des Höhlenheiligtums werden in einem gesonderten Beitrag behandelt (S. 51-54). Im Anschluss folgt die Darstellung des Areals mit Gruben und Opferplätzen von J. Burow (S. 55-68), die ebenfalls zum Heiligtum gehören. Wichtige Kleinfunde aus dem Areal sind Amphorenstempel, die in einer Tabelle und im Katalog vorgestellt werden. Neben den Amphorenstempeln werden in dem Beitrag auch Knochen, Pflanzenreste sowie Keramikgefäße ausführlich und vorbildhaft vorgelegt. Etwa 300 m südwestlich der Großen Insel erstrecken sich das Opfergrubenareal und einige Opferplätze. Die Opferplätze bestehen aus unterschiedlich großen Steinpflasterplatten, die direkt in der Erde verlegt sind. Teilweise wiesen die Oberflächen der Steine starke Brandspuren auf, eine Ascheschicht mit einigen Keramik- und Knochenfragmenten sowie Bleistücken bedeckte einige Opferplätze. In dem Areal befinden sich große und kleine, reich ausgestattete und fundarme Gruben nebeneinander, die in keinem Fall einen besonderen räumlichen Bezug zu einem Opferplatz haben. Es wurden insgesamt 91 Gruben freigelegt, von denen 70 in hellenistische Zeit datiert werden. J. Burow versucht, die Opfergruben typologisch zu ordnen, und führt

mehrere Grubentypen ein. Die Inhalte der Opfergruben werden ausführlich vorgestellt. Konzentrationen von Asche, Keramik und Kleinfunden sind in beinahe allen Opfergruben anzutreffen. Am Ende des Beitrags versucht J. Burow die Opfergruben und Opferplätze insgesamt einzuordnen und macht überzeugend klar, dass es sich dabei um einen zusammenhängenden Opferkomplex handelt. Die ausgesprochen gute Erhaltung der Anlage erlaubt es, die Opfervorgänge zu rekonstruieren, und bietet somit wichtige Hinweise für die Forschung der Naturheiligtümer allgemein. Außerdem sind auf der Großen Insel nahe dem Höhlenheiligtum einige Opferstelen entdeckt worden, die alle zusammenhängen und an das Ende des 4. bzw. den Beginn des 3. Jhs. v. Chr. datiert werden.

Wie die Opferpraktiken im Fundareal ausgesehen haben könnten, versucht anschließend H. Todorova in einem Beitrag (S. 69-71) zu rekonstruieren. Außerdem werden einige historische Aspekte hier mitbehandelt. Die Rekonstruktion bleibt aber leider zu theoretisch und hat zum Teil keine direkte Verbindung zu den spezifischen Befunden in Durankulak.

Bei den folgenden vier Beiträgen geht es um die Metallfunde, Terrakotten, botanischen Reste und Webgewichte aus den Opfergruben, sowie die Amphorenstempel aus verschiedenen Befunden in Durankulak, wobei die meisten gestempelten Henkel aus Opfergruben stammen. Die Graffiti und Dipinti an Amphoren werden von J. Burow in sehr detaillierter Form gesondert untersucht. Die Interpretation dieser Amphorenstempel erfolgt durch zwei weitere Autoren, wiederum in einem eigenen Beitrag. Wünschenswert wäre gewesen, alle vier Beiträge zusammenzuführen.

Besonders aussagekräftig ist die hellenistische Keramik aus dem Opfergrubenbereich, die von J. Burow typologisch untersucht wurde (S. 105-118). Es handelt sich bei der hellenistischen Keramik um Feinkeramik, Gebrauchsware, Amphoren und ‚thrakische‘ handgemachte Grobware. Allerdings scheint er eine Auswahl getroffen zu haben: Nur erlesene Stücke wurden im Buch vorgelegt, zudem ist keine Erläuterung über die Menge des Keramikmaterials vorhanden. Was die Knochen aus den Opfergruben und Opferplätzen angeht, werden sie von beiden Hauptautoren vorgestellt und in einem Überblick interpretiert. Nach den Funden werden im anschließenden Beitrag die Befunde der Opfergruben und Opferplätze selbst in einem Katalog von den beiden Hauptautoren vorgelegt (S. 125-136). Es wäre leserfreundlicher gewesen, die Befunde vor den Funden vorzustellen.

In einem umfangreichen Beitrag von T. Dimov (S. 143-174) geht es um die Gräber aus hellenistischer und spätantiker Zeit am Westufer des Durankulak

Sees. Darin werden die Befunde und reichen Beigaben ausführlich behandelt. Die Gräber werden in einem detaillierten Katalog beschrieben. Sowohl von den Gräbern bzw. von den Bestattungen, als auch von den Beigaben sind gute Bilder und Zeichnungen vorhanden. Damit gelingt es dem Autor, die reichen Funde für den Leser klar aufzubereiten. Unter den antiken Gräbern sind 30 hellenistische Gräber zu finden, die von H. Todorova in einem zusätzlichen Beitrag knapp vorgestellt werden. Nach den Beiträgen zu den Gräbern folgt ein theoretischer Beitrag von M. Oppermann (S. 179-184), in dem er die vor-römischen Kybeledenkmäler am Westpontos zu den Funden aus Durankulak in Beziehung setzt.

Das Buch endet mit Beiträgen über die Seefahrt im Pontos Euxinos in hellenistischer Zeit, palynologischen und paläoethnobotanischen Untersuchungen der Daten aus dem Areal im Vergleich mit Daten von der bulgarischen Schwarzmeerküste, sowie mit einem Beitrag zum geoarchäologischen Survey in der Region von Durankulak. Der Bildteil des Bandes besteht aus Tafeln mit Zeichnungen der Befunde und Funde in Durankulak. Die Fotos sind in den Text eingebunden.

Der III. Band zu Durankulak mit einer so komplizierten Befundlage war sicherlich keine leichte Aufgabe. Die Beiträge des Sammelbandes zusammenfassend zu beurteilen ist kaum möglich – zu groß sind die Unterschiede in der Herangehensweise und Qualität und damit auch in der Zuverlässigkeit. Der Vielfalt der Befunde sowohl auf der Insel, als auch im Grubenareal in Durankulak und vor allem auch dem Umfang des Fundmaterials ist nur durch eine grundsätzliche Auseinandersetzung beizukommen. Neben den genannten Schwierigkeiten, die dem Band vorangingen, ist kritisch anzumerken, dass Beiträge zu einzelnen Themen manchmal weit auseinander liegen und wenig aufeinander Bezug nehmen. Als Konsequenz der mangelnden Bezugnahme liest sich das Buch stellenweise wie eine eher lose Sammlung von Aufsätzen statt als zusammenhängendes Ganzes. Trotz allem ist im III. Band von Durankulak eine ausführliche Vorstellung der vielfältigen und komplizierten Befundlage des Heiligtums in Durankulak gelungen. Das Heiligtum ist damit in den wissenschaftlichen Diskurs eingeführt.

Dr. Güler Ateş
Manisa Celal Bayar University
Faculty of Arts & Sciences
Department of Archaeology
TR-45140 Muradiye / MANISA
E-Mail: gueler.ates@gmail.com

Luigi SPERTI (a cura di), *Scultura di Iulia Concordia e Aquileia*, Atti della Giornata di Studio, Udine, 12 aprile 2013, Suppl. Rivista di Archeologia 31. Roma: Giorgio Bretschneider Editore 2017, X + 163 p.

La serie *Supplementi della Rivista di Archeologia*, oltre a pubblicare lavori monografici di ambito archeologico, storico-artistico e antiquario, dagli anni Novanta è la sede editoriale di atti di convegni incentrati sul tema del collezionismo di antichità a Venezia e tra Venezia e l'Europa. Una lodevole tradizione di studi cui di recente ha dato seguito, dopo una pausa quasi ventennale, il volume curato da Luigi Sperti qui recensito. L'agile, ma denso volume raccoglie gli interventi degli studiosi italiani che hanno preso parte all'incontro *Momenti e problemi della scultura di Iulia Concordia e di Aquileia*, organizzato dall'Accademia Udinese di Scienze Lettere e Arti nel 2013 a Palazzo Mangilli-Del Toro a Udine in occasione della presentazione del volume di Elena di Filippo Balestrazzi *Sculture romane del Museo Nazionale Concordiese di Portogruaro* (Roma 2012). Dopo il catalogo scientifico, il convegno: una formula inconsueta, sperimentata più di frequente nel caso di mostre, che da un lato intende rilanciare lo strumento catalogico come base conoscitiva primaria cui ancorare successivi approfondimenti o sintesi; dall'altro immette nuova linfa a un campo di ricerca, quello della scultura romana, che in Italia e non solo appare sempre più come una scelta in controtendenza.

Il volume vanta una piacevole veste grafica e un ricco apparato illustrativo ed è corredato da un dettagliato indice dei nomi e delle cose notevoli. Il testo è suddiviso in due sezioni topografiche dedicate a *Iulia Concordia* e *Aquileia* con saggi ordinati secondo una logica che parte dalla discussione su alcune classi di materiali (statuaria ideale e iconica, ritratti, sarcofagi), per poi affrontare temi più generali inerenti la storia e la gestione delle raccolte museali. Spetta alle pagine introduttive, a firma di Monika Verzár, il compito di tracciare l'orizzonte metodologico entro cui si muovono i successivi contributi: con capacità di visione, oltre che competenza, la studiosa fa il punto sullo stato dell'arte nello studio della scultura romana ripercorrendo i diversi approcci e i metodi d'indagine con cui nel corso del Novecento, soprattutto in ambito tedesco, si è messa in discussione e poi superata la *Kopienkritik* di stampo ottocentesco.

La prima sezione consta di tre contributi incentrati su *Iulia Concordia*, colonia romana fondata nella seconda metà del I secolo a.C. (42 a.C.?) lungo il tracciato della via Annia, a metà strada tra Altino e Aquileia. I resti monumentali della città sono affiorati a più riprese nel comune di Concordia Sagittaria, mentre il suo ricco patrimonio scultoreo è storicamente ospitato nella vicina

Portogruaro in un edificio dal caratteristico impianto basilicale costruito allo scopo nel 1886.

Ludovico Rebaudo, nel suo saggio 'Sull'interpretazione di tre teste del Museo Nazionale Concordiese' (pp. 9-16), riapre il dibattito su tre sculture concordiesi, tra cui riveste particolare interesse la testa femminile diadematata già interpretata da Filippo Balestrazzi come un ritratto imperiale di Antonia Minore o Livia e collegata alla statua panneggiata acefala inv. 231¹. Rebaudo dissente da questa lettura, ritenendo che la testa abbia piuttosto un carattere ideale. Sul tema ritorneranno prima Federica Rinaldi (p. 26), che reputa compatibili per le analogie dimensionali la testa e la statua, non prendendo però posizione sull'identificazione del personaggio rappresentato; e in seguito (pp. 61-64) Elena Pettenò a proposito del luogo di provenienza della statua per cui si ipotizza la sistemazione all'interno di una *porticus* posta lungo la via Annia, piuttosto che nel foro cittadino.

Il contributo di Federica Rinaldi 'Le pietre raccontano: il paesaggio monumentale di *Iulia Concordia*' (pp. 17-40) mira a riannodare i fili tra le "pietre concordiesi" e i (possibili) contesti di origine, valorizzando opportunamente i risultati dell'archeologia da campo. L'intento della studiosa è quello di fornire al lettore una ricostruzione della storia monumentale del sito in una prospettiva di lungo periodo, un approccio ambizioso che tuttavia lascia non pochi nodi da approfondire. Avrebbe forse agevolato il lettore un'organizzazione del ricco materiale discusso su base o cronologica o topografica o tematica, evitando lo slittamento tra i diversi piani.

Elena Pettenò, già direttrice del Museo Concordiese (2002-2010), ricostruisce le fasi di nascita dell'istituzione facendo ordine tra planimetrie e documenti d'archivio inediti, che illustrano ripensamenti di location e varianti nel progetto di Antonio Bon. Grazie al recupero di una nota di Gian Carlo Bertolini, figlio di Dario l'archeologo scopritore di Concordia e primo direttore del museo, la studiosa ricomponne con un buon grado di approssimazione l'allestimento originario dell'edificio, offrendo uno spaccato dei criteri museografici adottati nel tardo Ottocento. Infine, nell'ultima parte del saggio affronta il tema della provenienza dei pezzi confluiti nel museo da collezioni pubbliche municipali, raccolte private (es. Muschietti), scavi sistematici o rinvenimenti sporadici sul territorio.

La seconda parte del volume raccoglie cinque saggi inerenti materiali del territorio di *Aquileia*, centro romano della Cisalpina che ha restituito un enorme

¹ Di Filippo Balestrazzi 2002; di Filippo Balestrazzi 2012, (statua) n. 1, pp. 17-19; (testa) n. 13, pp. 32-34.

patrimonio scultoreo, in larga parte custodito presso il Museo Archeologico Nazionale e valorizzato da una lunga tradizione di studi.

Aprè la sezione il contributo di Luigi Sperti 'Alle origini del togato in Cisalpina: le statue di Palazzo Mangilli a Udine', in cui si esaminano tre statue in calcare d'Aurisina (con teste-ritratto non pertinenti) sinora sfuggite all'attenzione della critica. L'occasione è proficua per fare il punto sui tempi e i modi della diffusione del tipo del togato in Cisalpina, regione in cui le testimonianze più antiche non sembrano anteriori alla metà del I secolo a.C. Secondo Sperti, tra i primissimi esemplari ci sarebbero proprio i due togati del cortile di Palazzo Mangilli: la statua "A" nel cd. *Pallium-Typus* attesta la precoce ricezione di un prototipo urbano in ambito periferico; mentre la "B" si distacca da questo modello per la disposizione rarefatta delle pieghe della toga, che caratterizza invece le statue panneggiate di tradizione ellenistica, costituendo di fatto un ibrido.

Il compito di Maurizio Buora ('Motivi comuni tra ossuari e sarcofagi aquileiesi: a proposito di un interessante cinerario da Aquileia nell'arredo antiquario di Palazzo Mangilli a Udine', pp. 95-107) è pubblicare i restanti pezzi della raccolta di antichità Mangilli custodita nel palazzo sede del convegno. Dopo una premessa storica e architettonica sull'edificio, con ampio spazio dedicato alle statue di filosofi in gesso opera di Luigi Minisini, Buora passa alla presentazione di un rilievo "a cassetta" e di un ossuario, entrando nel vivo del suo contributo. L'inquadramento dei monumenti resta, tuttavia, carente soprattutto dal punto di vista dei confronti citati.

Francesca Ghedini e Giulia Salvo ('Il sarcofago di Tortona: iconografie, maestranze, contaminazioni', pp. 109-132) riesaminano il sarcofago di Elio Sabino, custodito nel Museo Civico di Tortona. La cassa di tipo architettonico con coperchio displuviato e acroteri angolari è stata ascritta al gruppo 'Aquileia-Grado', definizione con cui si indica un gruppo di sarcofagi con caratteristiche omogenee creati nel III secolo a.C. da una bottega sita in Italia settentrionale. Più che entrare nel merito del dibattito su questa produzione, che pure meriterebbe un riesame complessivo, il saggio analizza i differenti schemi iconografici adottati, non certo per semplice sfoggio di erudizione, quanto piuttosto per individuare l'orientamento ideologico del committente. Sulla fronte, tripartita da un motivo ad arcate, è rappresentato il mito di Fetonte che precipita dal carro del Sole, fiancheggiato dai Dioscuri; di particolare interesse è la scena del lato corto destro con Eros che vince agli astragali contro Ganimede, un raro episodio narrato nelle Argonautiche di Apollonio Rodio (III, 114-128), fonte da cui, secondo le autrici, sarebbe derivato un quadro noto a Filostrato (*Im.* 8) e, in seguito, un cartone circolante nel repertorio funerario di Aquileia.

Paolo Casari ('Due ritratti inediti di Aquileia', pp. 133-139) arricchisce la galleria di ritratti aquileiesi pubblicando due teste inedite in precarie condizioni conservative, ritrovate di recente nei depositi del Museo di Aquileia. Si tratta di un ritratto femminile con treccia "a stuoia" e di uno maschile con corona civica, entrambi databili in età tetrarchica e testimoni della fioritura nella produzione ritrattistica cui si assiste in quegli anni ad Aquileia.

Posto alla fine del volume, il contributo di Paola Ventura 'Le sculture del Museo Archeologico Nazionale di Aquileia: questioni di gestione e studio' (pp. 141-154) si struttura in due parti. Nella prima si traccia un bilancio complessivo delle attività di catalogazione delle sculture aquileiesi, dal catalogo ormai storico di Valnea Scrinari ai più recenti progetti di banche dati on-line (*Ubi erat Lupa*; SIRPAC). Nonostante le molteplici campagne di schedatura, si lamenta ancora oggi l'assenza di un censimento del patrimonio scultoreo che consenta una gestione ottimale delle raccolte. Nella seconda parte il *focus* si sposta sul tema degli allestimenti museali: l'autrice dà conto degli svariati interventi di miglioramento espositivo realizzati nel corso degli ultimi anni.

In conclusione il libro, nonostante il carattere a tratti disomogeneo, segna un passo in avanti nella conoscenza della scultura romana in Italia settentrionale, restituendo al dibattito scientifico materiali ancora confinati nello *status* dell'inedito. Il pregio maggiore dell'iniziativa resta in ogni caso l'aver inaugurato la "buona pratica" di discutere i risultati di un lavoro di catalogazione nell'ambito di un incontro di studi.

Scioglimenti bibliografici

Di Filippo Balestrazzi 2002:

E. di Filippo Balestrazzi, *Iulia Concordia: "presenze" imperiali in città*, in *Aquileia Nostra*, 73, 2002, pp. 261-302.

Di Filippo Balestrazzi 2012:

E. di Filippo Balestrazzi, *Sculture romane del Museo Nazionale Concordiese di Portogruaro* (Collezioni e musei archeologici del Veneto, 46), Roma 2012.

Alessandra Avagliano
Sovrintendenza Capitolina ai Beni Culturali
Direzione Musei archeologici e storico-artistici
Ufficio Mostre - Musei Capitolini
Via delle Tre Pile, 1 - 00186 Roma
alessandra.avagliano@comune.roma.it

Christos TSAGALIS – Andreas MARKANTONATOS (Hgg.), The Winnowing Oar. New Perspectives in Homeric Studies. Studies in Honor of Antonios Rengakos. Berlin/Boston: De Gruyter 2017, VI + 311 S.

Während seines Aufenthalts in der Unterwelt erhält Odysseus von Teiresias die Prophezeiung, es sei ihm bestimmt, nach seiner Heimkehr und der erfolgten Wiederherstellung der Ordnung auf Ithaka erneut auf Wanderschaft zu gehen, und er müsse sich so weit ins Landesinnere begeben, bis er auf ein Volk treffe, dem das Meer so unbekannt sei, dass die dort lebenden Menschen ein Ruder für eine Worfchaufel hielten (*Od.* 11,119-137; vgl. auch 23,248-284). Mit dieser Episode wird die Möglichkeit der Fortsetzung der *Odyssee* angedeutet – die in der verlorenen *Telegonie* des Epischen Zyklus eingelöst wurde. Christos Tsagalis und Andreas Markantonatos, die Herausgeber des hier zu rezensierenden Bandes, deuten den Symbolgehalt der Worfchaufel (griech. ἀθηρηλοιγός) dahingehend, dass er das nie versiegende Potential der Homerforschung versinnbildlicht. Geboten wird eine ‚neue Perspektiven‘ versprechende Sammlung von dreizehn Studien zu unterschiedlichen Aspekten der Textgeschichte, der Interpretation und der (Formel-)Sprache der homerischen Epen sowie der sog. ‚homerischen‘ Hymnen. Sämtliche Beiträge sind von internationalen Koryphäen auf dem Gebiete der Homer- bzw. Eposforschung verfasst. Eine solche Koryphäe ist auch Antonios Rengakos – Professor für Klassische Philologie an der Aristoteles-Universität Thessaloniki –, dessen sechzigster Geburtstag mit dem Band gefeiert wird. Dementsprechend wird in der Einleitung (S. 1-10) erst die wissenschaftliche Leistung des Geehrten gewürdigt, ehe der Inhalt der Beiträge umrissen wird. Am Ende des Bandes finden sich Rengakos’ Publikationsliste (S. 297-300) sowie die Indices („General Index“ [S. 301-303] und „Index of Principal Homeric Passages“ [S. 305-311]). Auf eine Gesamtbibliographie wurde verzichtet (die Literaturhinweise stehen am Ende der einzelnen Beiträge); ebenso fehlt ein Verzeichnis der vom Jubilaren betreuten wissenschaftlichen Qualifikationsarbeiten (was bei Festschriften eigentlich Usus ist).

Der erste Beitrag des Bandes ist die postume Veröffentlichung eines Papers von **Martin L. West** (1937-2015): „**Editing the *Odyssey***“ (S. 13-28). Es handelt sich um eine ursprünglich für einen mündlichen Vortrag für Studenten vorgesehene Einführung zu Wests ebenfalls postum erschienenen Neuedition der *Odyssee* – sozusagen die volkssprachliche Populärversion der lateinischen *praefatio* zu jener Ausgabe (West 2017, vii-xxvi), welche ihrerseits wiederum zu weiten Teilen auf der noch weitaus umfangreicheren *praefatio* zu Wests *Ilias*-Ausgabe beruht (West 2000, v-xxxvii). Stephanie West hat das Manuskript im

Nachlass ihres verstorbenen Gatten gefunden und legt es hier unverändert (d.h. nur um ein paar wenige Anmerkungen ergänzt) vor. Zuerst werden einige grundsätzliche Bemerkungen zur Frage, warum ‚alte‘ Texte immer wieder neue Editionen brauchen, sowie Ausführungen zu den Problemen der Überlieferungsgeschichte antiker griechischer Texte im Allgemeinen und der homerischen Epen im Speziellen geboten. Die Notwendigkeit einer Neuausgabe wird u.a. damit begründet, dass Helmut van Thiel, der vor West letzte Herausgeber der *Odyssee* (van Thiel 1991), zu sehr auf die mittelalterliche Überlieferung vertraut habe und zu konservativ gewesen sei (S. 18): „He pays too little attention to the evidence for the text in antiquity (ancient scholars, quotations, papyri), and he ignores the need for critical revision of the text in the light of historical linguistics.“ Als zusätzliches Grundsatzproblem kommt hinzu, dass die Überlieferungssituation der *Ilias* besser ist als diejenige der *Odyssee*, weshalb die Erstellung einer kritischen Edition sich für Letztere schwieriger gestaltet. Die wesentlichen Punkte, die West als für seine Ausgabe genuin neu und konstitutiv anführt, sind sodann zum einen der Anspruch, jedes Problem von Grund auf und ohne Rücksicht auf seine Vorgänger neu durchdacht zu haben („[a]ll too often editors of ancient texts take a follow-my-leader approach instead of applying independent thought“, S. 19), und zum anderen die gegenüber seinen Vorgängern verstärkte Jagd auf Konkordanzinterpolationen („the type [of interpolation] where a scribe makes a passage agree with a longer passage that he remembers, by adding a line or lines from the longer passage that the shorter one lacks“, S. 20). Beide Bereiche werden mit mehreren Beispielen illustriert, die es dem Leser ermöglichen, sich seine eigene Meinung zu bilden. Mir geht insbesondere die Autorität, die West der papyrologischen Evidenz beimisst, zu weit: Wo Papyri einen oder mehrere Verse nicht zeigen, wird dies von West in der Regel als Hinweis auf eine spätere Interpolation gedeutet; ebenso gut ist aber denkbar, dass Papyri ‚echte‘, ‚ursprüngliche‘ Verse auslassen (das Prinzip *recentiores non deteriores* hat auch unter Berücksichtigung der papyrologischen Evidenz seine Gültigkeit). Auch scheinbar logische Inkonzinnitäten müssen nicht zwingend ein Problem am Text bedeuten. So ist etwa das bekannte Beispiel von Herakles’ Doppelung als Avatar in der Unterwelt und als Gott im Olymp zu nennen (*Od.* 11,601-604): West vermutet (wie bereits viele andere vor ihm), dass die Verse 602-603 eine spätere Hinzufügung darstellen, die vorgenommen wurde, als die Vorstellung der Apotheose des Herakles populär wurde. Eine solche Deutung verkennt allerdings zum einen die Möglichkeit einer poetologischen Deutung der Dualität von Herakles’ Seele; zum anderen wird auch außer Acht gelassen, dass „ein Bildzeugnis für den vergöttlichten Herakles, mit *Hebe* der ‚Jugend‘ als Gemahlin [bereits] aus dem 7. Jh. v. Chr.“ nachgewiesen ist (Burkert 2005, 403). Das Hauptproblem ist und bleibt jedoch, dass Wests Editionsprinzipien ab-

hängig sind von seiner von ihm gesetzten Prämisse, dass es sich bei der *Odyssee* um einen von *einem* Autor („Homer“?) ‚verfassten‘ Text handele, dessen ‚ursprüngliche‘ Version rekonstruiert werden könne (und müsse), und dass diese Version möglichst konsistent und widerspruchsfrei zu sein habe. Dem gegenüber steht die ‚oralistisch‘ orientierte (und in ihrer extremen Form freilich auch problematische) Vorstellung eines homerischen ‚Multitexts‘, der das Produkt eines langen Prozesses langsam vonstatten gehender Verschriftlichung gewesen sei und der sich der Festlegung *einer* autoritativ gültig Version deshalb vollständig entziehe.¹ Mit anderen Worten: Wests Editionsprinzipien stehen und fallen mit seiner Prämisse, und der Einschätzung von Barbara Graziosi und Johannes Haubold in deren Rezension von Wests *Odyssee*-Ausgabe ist demnach zuzustimmen (Graziosi/Haubold 2019): „West’s choices are reminiscent of restorative nineteenth-century scholarship.“²

Auch der nachfolgende Beitrag von **Margalit Finkelberg**, „**Homer at the Panathenaia: Some possible scenarios**“ (S. 29-40), befasst sich, *mutatis mutandis*, mit der Geschichte des Homertextes und den dazugehörigen Fragen nach Ausmaß und Qualität von Oralität vs. Schriftlichkeit. Wie der Titel andeutet, geht es um die alte Streitfrage, wie und in welchem Ausmaß die Etablierung von Vorführungen der homerischen Epen an den Panathenäen durch Peisistratos‘ Sohn Hipparchos im Jahre 522 v. Chr. eine Verschriftlichung und (damit einhergehend) eine autoritative Fixierung der Homertexte bedeutet habe – und/oder eine solche gegebenenfalls schon voraussetze. Finkelberg geht von der Beobachtung aus, dass die ikonographische Rezeption eine Datierung der homerischen Epen ins 8. Jh. v. Chr. unwahrscheinlich mache, denn „no clearly recognizable Homeric subjects were represented before the late seventh century“ (S. 32), wohingegen ‚zyklische‘ Themen schon früher nachzuweisen seien („images evoking the poems of the Epic Cycle had started to appear on vases from the eighth century BCE“; „[t]his strongly suggests that the circulation of the traditional prototypes of the Cycle poems preceded the circulation of the poems of Homer“, *ibid.*). Außerdem zeigen frühe Vasendarstellungen ‚homerischer‘ Themen oft Unterschiede zu den uns bekannten Versionen der *Ilias* und der *Odyssee* (als Beispiel werden Szenen auf der Françoisvase aus dem frühen 6. Jh. v. Chr. genannt), was ebenfalls auf eine

¹ Vgl. Gregory Nagys Grundsatzkritik an Wests *Ilias*-Ausgabe: „I prefer to say it this way: there is no original text of the *Iliad* and *Odyssey* that Janko or West or anyone else can reconstruct on the basis of the existing textual tradition. The variations that survive in this textual tradition, many of which are transmitted by Aristarchus, prevent such a monolithic reconstruction“ (Nagy 2000).

² Für eine eingehendere kritische Auseinandersetzung mit Wests Editionsprinzipien und dessen Sicht auf die Textgeschichte der homerischen Epen sei auf ebenjene ausführliche Rezension von Graziosi/Haubold (2019) verwiesen.

spätere Fixierung der Homertexte hindeutet. Andererseits lässt, so Finkelberg, die zu beachtende relative Chronologie von Homer, Hesiod und den ‚homerischen‘ Epen eine allzu späte Datierung der *Ilias* nicht zu („if we place the textualization of the *Iliad* in the 520s, no timespan will be left to accommodate the *Odyssey*, Hesiod and the Hymns, all of them postdating the *Iliad* in terms of relative chronology“, S. 38). Finkelbergs Schlussfolgerung ist somit die, dass eine Fixierung des Homertextes ungefähr in der Mitte des 7. Jhs. v. Chr. stattgefunden haben müsse; daraus wiederum folgt, dass die ersten Vorführungen der homerischen Epen an den Panathenäen bereits auf einem relativ stabilen Text beruht haben müssen („a fixed text of Homer existed even before the establishment of the Panathenaic competition“, S. 37).

Im Anschluss an die beiden Studien zum Homertext folgen fünf Beiträge zur Homerinterpretation. Eröffnet wird diese Sektion von **Franco Montanari**, „**The failed embassy: Achilles in the *Iliad***“ (S. 43-55). Der Beitrag geht von einer narrativen ‚Knacknuss‘ der *Ilias* aus, nämlich der, dass Achilleus nach seinem durch seinen Streit mit Agamemnon verursachten Rückzug aus dem Kampfgeschehen wieder in ebendieses eingeführt werden muss, weil nur dadurch eine Fortführung des durch die mythologische Tradition vorgegebenen Geschehens möglich ist. Erreicht wird der Wiedereintritt in den Krieg bekanntlich durch den Tod von Achilleus‘ Freund Patroklos durch die Hand Hektors, da Achilleus‘ Rachegefühle gegenüber Hektor schwerer wiegen als sein Zorn gegen Agamemnon (Buch 16). Dahingegen bleiben die Vermittlungs- bzw. Versöhnungsversuche durch Odysseus, Aias und Phoinix erfolglos (Buch 9). Im Motiv dieser ‚missglückten Gesandtschaft‘ sieht Montanari eine Erfindung des Iliasdichters zum Zwecke der Spannungssteigerung wie auch der Handlungsmotivation: Nachdem das Scheitern einer diplomatischen Lösung plastisch vor Augen geführt worden ist, werden „the slaughter and savagery that characterize the last part of the poem“ (S. 55) zu einer unausweichlichen Notwendigkeit stilisiert. Argumentativ wird dabei auf die Methodik der Neanalyse zurückgegriffen: Einzelne Passagen ‚verraten‘ Spuren früherer Versionen (woraus jedoch – im Unterschied zur Homeranalyse alter Schule – nicht der Schluss gezogen wird, es müsse sich deshalb um ein ‚Flickwerk‘ unterschiedlicher Dichter und Redaktoren handeln). Konkret: Einzelne Passagen (*Il.* 11,609-610; 16,71-73; 16,83-86), an denen Achilleus nach der bereits erfolgten und zurückgewiesenen Gesandtschaft (und deren Wiedergutmachungsangebote) eine ebensolche fordert bzw. erwartet, deuten, so Montanari, auf eine frühere, vorhomerische Tradition hin, in der die Gesandtschaft noch nicht existierte – und die genannten Passagen seien ‚Tonspuren‘ jener Tradition, und deshalb müsse die zurückgewiesene Gesandtschaft in Buch 9 eine homerische Erfindung sein. Allerdings bietet sich m.E. auch eine alternative (und viel

simplere) ‚Lösung‘ an, nämlich, dass Achilleus seine Zurückweisung im Nachhinein bereut und dies mit entsprechenden Andeutungen zu suggerieren sucht.

Egbert Bakker, „**Hector (and) the race horse: The telescopic vision of the *Iliad*“ (S. 57-74), verfolgt mit seinem Beitrag eine Darstellung der narrativen Makrostruktur der *Ilias* (S. 57): „I will study the *Iliad*’s monumental composition and its large-scale design by tracking the ways in which it is ‘encoded’ by formulaic phraseology, attempting to reconcile two branches of Homeric scholarship that have not always coexisted peacefully: oral-formulaic theory and literary analysis.“ Damit knüpft Bakker an seinen 2013 erstmals vorgeschlagenen Begriff der ‚Interformularität‘ an (Bakker 2013, 157-169), der – wie der Autor selber programmatisch herausstellt – das Potential hat, Oralisten und ‚Nicht-Oralisten‘ zu ‚versöhnen‘.³ Mittels formelhafter Wiederholungen werden, so Bakker, nicht nur Querbezüge zwischen einzelnen Szenen innerhalb der *Ilias* hergestellt, sondern es wird Kohärenz geschaffen und somit ebenjene ‚Monumentalität‘ der Gesamtkonzeption generiert. Illustriert wird dies anhand dreier Pferdegleichnisse (*Il.* 6,506-611 = 15,263-268 sowie 22,22-24; S. 63): „The three similes are placed in three distinct sections of the poem. [...] These three sections are distinct steps in the process whereby the Trojan saga is subsumed and incorporated in the *Iliad*’s plot as well as stages in the development of Hector as an epic character.“ Ähnliches spielt sich gemäß Bakker auch auf dem Niveau der Figurenanalyse ab, wobei auch hier der intratextuelle Charakter der formelhaften Repetition eine wichtige Rolle spielt: Der Konflikt zwischen Paris und Menelaos am Anfang der *Ilias* wird in den Konflikt zwischen Hektor und Achilleus in der zweiten Hälfte des Epos überführt, wobei „formulaic encoding [...] can be poem-specific: the repetition of key phrases or sequences of verses, within the system of a single poem that constitutes its own grammar, can guide knowledgeable audiences to the interpretation intended by the poet(s)“ (S. 73).**

Ruth Scodel, „**Homeric fate, Homeric poetics**“ (S. 75-93), widmet sich den beiden handlungstragenden übernatürlichen Kräften der *Ilias*: dem Willen bzw. Plan des Zeus (Διὸς βουλή) auf der einen und dem Schicksal (μοῖρα, αἴσα, τὸ πεπρωμένον) auf der anderen Seite. Scodels These ist die, dass „the difference between them is metapoetically significant. [...] Metapoetically, fate-language indicates that some aspects of the story are fixed [...], while the Plan of Zeus marks the narrative trajectory of this particular song“ (S. 75). Jedoch ist Zeus bekanntermaßen mit massiven Schwierigkeiten konfrontiert, was die Umsetzung seiner Pläne und Absichten partiell vereitelt: Vieles misslingt, ei-

³ Leider wird allerdings der m.E. überaus nützliche Begriff nur nebenbei in zwei Fußnoten genannt (S. 59, Anm. 3 und 5).

niges steht im Widerspruch zum übergeordneten Schicksal und lässt sich darum nicht umsetzen, und der divergierende Wille der anderen Göttinnen und Götter steht ihm oftmals im Wege.⁴ Anhand mehrerer Beispiele zeigt die Autorin, wie Zeus sich (oft mehr schlecht als recht) durch seinen Masterplan hindurch ‚schlängelt‘ und ‚mogelt‘. Mit diesem Verhalten lässt sich zuweilen auch, so Scodel, das sog. ‚Ungenauigkeitsprinzip‘ erklären,⁵ demgemäß Götterprophezeiungen oft unspezifisch sind und nicht verdeutlichen, wie im Einzelnen es zu dem vorausgedeuteten Ende kommen soll bzw. wird (S. 85): „Zeus either does not control the action meticulously, and he must react to the unexpected, or he prefers to exert only limited control. Just as his Plan can be delayed by the intervention of other gods, and is therefore not a complete blueprint of the action, so it develops as the narrative develops. Fate may constrain what Zeus can determine, and Zeus constrains what the poet or his characters can determine, but there is much that is not constrained.“ Diese Deutung erscheint mir absolut schlüssig. Dahingegen halte ich Scodels am Ende des Papers gezogene Folgerung, dass Zeus durch sein Verhalten an komischem Potential gewinne, wodurch wiederum der poetische Effekt der *Ilias* als solcher ebenfalls potentiell komisch werde, für übereilt. Jedenfalls müsste eine solch gewagte These durch eine vertiefte Analyse erheblich gestärkt werden.

Jonathan S. Burgess, „The Apologos of Odysseus: Tradition and conspiracy theories“ (S. 95-120), bietet eine m.E. wenig überraschende These, nämlich (S. 95): „My argument is that the Homeric story of Odysseus’ wanderings at sea, the *apologos* of Odysseus, is traditional. The *Odyssey*’s account would naturally vary in scale, arrangement, and complexity from preceding and/or contemporaneous versions. But we should assume what ancient audiences would expect, that the basic material in the Homeric wanderings is traditional.“ Nach einigen Seiten, auf denen der Autor das m.E. Offensichtliche nachweist, weist er sodann verschiedene Hypothesen zurück, denen gemäß Odysseus’ Lügen-geschichten einen (wie auch immer gearteten) ‚Sitz im Leben‘ gehabt hätten, und bezeichnet diese als ‚Verschwörungstheorien‘ („the Cretan conspiracy theory [...] proposes that the lying tales told by Odysseus (often featuring Crete) reflect a traditional form of the wanderings that occurred within real places of the Mediterranean“, S. 110). Auch wenn Burgess in einer Fußnote da-

⁴ Jim Marks hat für Zeus’ Kampf mit den anderen Göttern den äußerst treffenden Begriff „herding cats“ (was ungefähr dem deutschen „einen Sack voller Flöhe hüten“ entspricht) verwendet (Marks 2016). Scodel zitiert diese Publikation leider nicht.

⁵ Der Begriff wurde von Schadewaldt (³1966, 110, 140) geprägt.

rauf hinweist, dass der Begriff nicht polemisch gemeint sei,⁶ so empfinde ich ihn dennoch als unsachlich und unangebracht.

Jonas Grethlein, „*The best of the Achaeans? Odysseus and Achilles in the Odyssey*“ (S. 121-142), lehnt sich an die bekannte und einflussreiche Monographie von Gregory Nagy mit dem Titel *The Best of the Achaeans* an (Nagy 1979) an, der seinerzeit einen paradigmatischen Gegensatz zwischen Odysseus und Achilleus postuliert und diesen mit den Begriffen βίη vs. μῆτις gefasst hat. Gleichzeitig greift Grethlein einen Trend der Homerforschung der letzten Jahre auf: die Intertextualität zwischen den beiden homerischen Epen.⁷ Im Wesentlichen sucht der Autor zu zeigen, dass Odysseus in der *Odyssee* die Rolle übernimmt, die Achilleus in der *Ilias* innehat, und dass sich dies am deutlichsten in der brutalen Tötung der Freier, der sog. Mnesterophonie (Buch 22), zeige. Die Tötung der Freier und deren Konsequenzen werde letztlich, so Grethlein, auf eine Stufe mit einem Krieg und dessen Folgen gestellt (S. 137): „*The Odyssey* describes the killing of the suitors as a just punishment, at the same time it indicates the rupture that the extinction of an entire generation of aristocrats on Ithaca constitutes. The havoc which Odysseus wreaks on the polis can only be compared to the consequences of a war or a natural disaster.“ Diese Deutung erscheint mir plausibel. Für weniger plausibel erachte ich dagegen die von Grethlein bereits andernorts vertretene (Grethlein 2017, 213-227) und hier wiederholte Auffassung, dass die Rechtmäßigkeit des Freiermordes über den Vergleich zwischen Achilleus und Odysseus in Zweifel gezogen werde („the Iliadic intertext also serves to question Odysseus’ behaviour“, S. 134). Meiner Meinung nach wird hier unsere moderne Rechtsauffassung, in welcher die Verhältnismäßigkeit einer Strafe eine wichtige Rolle spielt und pure Rache verpönt ist, übergestülpt. Diese Kategorien haben jedoch in der Antike keine Bedeutung – blutige Rache zu nehmen und dabei über das Ziel hinauszuschießen, ist ebenso rechtens wie sozial akzeptiert. Mittels der Parallelisierung Achilleus – Odysseus findet m.E. vielmehr eine Aufwertung des intellektuellen Odysseus statt, dem man vielleicht eine solche Tat nicht zugetraut hätte.

Vier Beiträge sind sodann der (Formel-)Sprache der homerischen Epen gewidmet. Am Anfang dieser Sektion steht **Gregory O. Hutchinson**, „*Repetition, range, and attention: The Iliad*“ (S. 145-170), der mit seiner Beschäftigung mit dem Phänomen homerischer Repetitivität eine Brücke zu Bakkers Beitrag schlägt. Hutchinson adaptiert das sozialpsychologische Konzept der

⁶ „Since my own work might often seem to be ‘much speculation with little evidence,’ it should be clear that my comments about the excellent scholars mentioned below are not polemical“ (S. 110, Anm. 88).

⁷ Vgl. dazu besonders die Monographie von Currie (2016).

„Aufmerksamkeit“ („attention“) und untersucht auf dieser Grundlage die Frage nach der kognitiven Wirkung poetischer Repetition, wie wir sie in den homerischen Epen, aber auch in den oft mit diesen verglichenen südslawischen Heldendichtungen (der Guslarendichtung) oder dem mittelhochdeutschen Nibelungenlied finden. „There are“, so Hutchinson, „at least some cases where repetition must make an impact on the audience; repetition can have different effects, and can be on different scales, which can be connected; precise repetition can sometimes yield to pointed variation; range and variety appear to be significant aesthetic principles too. For all the obvious impact of repetition and of accumulation, change and variety can also be welcome“ (S. 149-150). Homerische Epitheta etwa können, wie der Autor ausführt, die Aufmerksamkeit des Rezipienten auf sich selber lenken – oder aber auf das Substantiv, das sie begleiten. Wichtig ist in diesem Zusammenhang die Skalierung der Aufmerksamkeit, der Hutchinson eine hohe Bedeutung zumisst; damit liegt möglicherweise ein Ansatz zu einer neuen Nomenklatur vor, die über die schematische Klassifizierung von Epitheta in Kategorien wie ‚generisch‘, ‚distinktiv‘ und ‚schmückend‘ hinausgeht.

Auf Hutchinsons synoptische Abhandlung folgen drei Spezialstudien zu Besonderheiten der homerischen Sprache. **Albio C. Cassio, „‘Authentic’ vs. ‘artificial’: Homeric ἐπέεσσι(v) reconsidered“** (S. 171-189), bietet ein mit historischer Linguistik schwer gepanzertes Stück Lektüre. Die homerische Kunstsprache verfügt im Dativ Plural der s-Stämme nebst der aus dem Ionischen zu erwartenden Endung -σι über drei weitere Varianten: -εσι(v), -εσσι(v) und -εεσσι(v). Diese Endungen werden traditionell als Äolismen bzw. als „artificial extensions of Aeolic forms“ (S. 171) erklärt. Cassio geht in seiner (im Detail hochkomplexen) Argumentation der Frage nach der Sprachwirklichkeit der Formen auf -εεσσι(v) (z.B. in βελέεσσι(v), ἐπέεσσι(v) usw.) nach („were they ever used in any real Greek dialect or were they a bardic creation?“, *ibid.*) und konkludiert, dass es sich dabei zwar um Analogiebildungen handele, dass diese jedoch nicht eine innerhomerische Erfindung gewesen sein dürften, sondern weiter verbreitet gewesen sein müssen, wobei die weite Verbreitung u.a. durch inschriftliche Evidenz im Dorischen und im Äolischen nahelegt wird (S. 187-188): „In conclusion, βελέ-εσσι, *φέπε-εσσι and the like are probably nothing else but banal analogical formations based on the stems βέλε-, φεπε- of βέλε-α φέπε-α, βελέ-ων φεπέ-ων etc., and have nothing artificial about them. The singers discovered their usefulness first in connection with verbal forms (βιαζόμενος βελέεσσι, παριστάμενος *φέπέεσσι), then used them to replace the traditional -οισι βέλεσσι -οισι *φέπεσσι in line-final position. It is not excluded that the traditional forms -οισι βέλεσσι etc. were perceived as ‘old’ and in a way out of fashion. [...] The change of the old ‘-οισι -εσσι’ into the new ‘-οις -έεσσι’

must have taken place in a milieu that looked at the East Aeolic dialect as the dialect of an eminent type of poetry.“

Obskure Homerwörter waren schon immer ein Lieblingskind der Homerphilologie. **Christos Tsagalis**, „*ἀπ’/κατ’ αἰγίλιπος πέτρης: Homeric iconyms and Hittite answers*“ (S. 191-214), untersucht das in der *Ilias* dreimal belegte Adjektiv αἰγίλιψ (*Il.* 9,15; 13,63; 16,4), das bereits Gegenstand etymologischer Spekulationen bei den antiken Scholiasten war und den modernen Linguisten ebenso Kopfzerbrechen bereitet hat. Nach einer kritischen Diskussion der existierenden Erklärungs- und Etymologisierungsversuche unterbreitet Tsagalis die Hypothese, dass es sich bei der homerischen Phrase ἀπ’/κατ’ αἰγίλιπος πέτρης um eine Lehnübersetzung aus dem Luwischen mit der wörtlichen Bedeutung „great saltlick rockface“ (S. 196, Anm. 19) handeln könnte, die ihrerseits an hethitische Rituale anknüpfe, bei denen Salz und Salzlecken eine zentrale Rolle spielten („Hittite rituals using the phraseology pertaining to saltlike imagery“, S. 209). Die homerischen Sänger hätten den adaptierten Ausdruck ohne Kontext mit der Zeit nicht mehr verstanden und ihn deshalb umgedeutet (S. 211): „Since the formula αἰγίλιψ πέτρα was incomprehensible to the Ionian bards (having lost its denotative force pertaining to salt-licking), the licking aspect was recontextualized and associated with a familiar imagery [...], i.e. that of a mountain spring, where animals satisfy their thirst, licking with their tongues the flowing, clean water.“

Auch **Stephanie West**, „*Mysterious Lemnos: A note on ἀμιχθαλόεσσα (Il. 24.753)*“ (S. 215-227), befasst sich mit einem geheimnisvollen Homerwort. Sie stellt die These auf, dass das iliadische *hapax legomenon* ἀμιχθαλόεσσα (das die *Ilias*-scholien mit ἀπρόσμικτος [„schwierig erreichbar“] wie auch mit ὀμιχλώδης [„neblig, dunstig“] glossieren) zu jenen Homerwörtern gehöre, die der *Ilias*-dichter selber bereits nicht mehr richtig verstanden habe, und schlägt vor, dass es sich um ein Lehnwort aus einer nicht-griechischen Sprache handeln könnte, „from the speech of one of the other groups familiar with the island“ (S. 225). Der Vorschlag bleibt allerdings eine reine Hypothese ohne Belege – ebenso wie die abschließende Spekulation: „Before the *Iliad* took shape the island had formed the scene of an immensely important episode in Argonautic poetry and in the prehistory of the Trojan War. In ἀμιχθαλόεσσα, I suggest, the poet alludes to such earlier poetry, highlighting this subtlety by the unusual metrical effect presented by disregard of the convention we know as Hermann’s Bridge. I would like to think that it had once marked what was truly distinctive about the island, the indications of its close association with the Fire God. But what the poet or his audience thought it meant is another question.“ Worin genau das hier postulierte Anspielungspotential einer verletzten

Hermann'schen Brücke liegen soll, bleibt mir schleierhaft. Ich halte die etymologische Verbindung zu ὀμίχλη trotz der lautlichen Schwierigkeiten nach wie vor für die plausiblere Option.

Zwei Beiträge zu den sog. ‚homerischen‘ Hymnen stehen am Ende des Bandes. Derjenige von **Anton Bierl** sticht mit einem überlangen Titel heraus: **„'Hail and take pleasure!' Making gods present in narration through choral song and other epiphanic strategies in the *Homeric Hymns to Dionysus and Apollo*“** (S. 231-265). In diesem breit ausladenden Paper werden so unterschiedliche Bereiche wie Kult, Unterhaltung, Epiphanie und Chortanz behandelt. Gemäß Bierl werden diese Aspekte der kultischen Performanz in und aus den Hymnen zu Dionysos und Apollon ersichtlich: „epiphany is emphasized through the self-referential integration of music, instruments, singing and dancing in monodic and choral configurations“ (S. 238). Über die hymnische Narration kann der epische Erzähler bzw. Sänger „self-referentially allude to his own epic production that itself unfolds in a poetic epiphany“ (S. 261). Somit entsteht in beiden Hymnen in ihrer jeweils eigenen Ausprägung eine Wechselwirkung zwischen inner- und extrafiktionaler Realität: Innerfiktional werden die Gottheiten u.a. durch Musik und Chortanz manifestiert, während extrafikional der Hymnos das Mittel zur ‚Epiphanisierung‘ der Götter darstellt.

Beschlossen wird der Band von **Richard Janko** und dessen Studie zu **„Tithonus, Eos and the cicada in the *Homeric Hymn to Aphrodite and Sappho fr. 58*“** (S. 267-295), mit welcher der Autor an seine kurz nach der im Jahre 2004 erfolgten Publikation von Sapphos Altersgedicht im *Times Literary Supplement* veröffentlichten Überlegungen (Janko 2005) anknüpft. Der Beitrag besteht aus drei Teilen. Zuerst wird die Textgestalt diskutiert, die nach wie vor einige textkritische Knacknüsse bietet; Janko schlägt an vier Stellen Neuerungen gegenüber den bisher vorliegenden Lösungsvorschlägen vor. Danach folgt eine Diskussion der Struktur und des ‚Genderings‘ von Sapphos Ode. Janko wiederholt hier seine bereits 2005 vertretene (und m.E. schlüssige) Auffassung, dass es sich um eine ‚gender-neutrale‘ Ode handle (S. 275): „Nowhere does the speaker signal her gender; this ode is unisex.“ Es findet sich allerdings in der Forschung auch die Gegenhypothese, die von einem (zumindest insinuierten) femininen ‚Gendering‘ der Ode sehr wohl ausgeht – leider erwähnt Janko diese Gegenmeinung nicht.⁸ Schließlich wird anhand einer Diskussion des ‚homerischen‘ Aphroditehymnos die überzeugende These aufgestellt, dass Sappho und ihr Publikum den Mythos von Tithonos' Verwandlung in eine Zikade bereits gekannt haben müssen, dass also dieser in Sapphos Altersgedicht zwar nicht ausdrücklich erwähnt, jedoch gleichwohl

⁸ Die Gegenmeinung wird vertreten von Vestrheim (2016).

suggeriert wird. – Leider passt Jankos Paper nicht in diesen Band, da es darin hauptsächlich um Sappho geht; der Aphroditehymnos steht nicht im Zentrum. Auch wären die textkritischen Überlegungen des ersten Teils in einer papyrologischen Fachzeitschrift besser aufgehoben gewesen – nicht zuletzt wegen der Verbreitung bzw. Zugänglichkeit: Keine Fachperson wird zu einem Sammelband mit dem Titel *New Perspectives in Homeric Studies* greifen, um sich über die neuesten Entwicklungen in der Sapphoforschung kundig zu machen, und der Titel des Beitrags an sich lässt nicht auf eine Diskussion textkritischer bzw. papyrologischer Fragestellungen schließen.

Kürzlich hat sich ein Nestor der Homerforschung über den vermeintlichen Wildwuchs „schicker Themenformulierungen“ mokiert.⁹ Mag dieser Vorwurf vereinzelt zutreffen, so lässt er sich an die Herausgeber des hier rezensierten Bandes bestimmt nicht richten. Im Gegenteil mag man sich abschließend schon fast eher fragen, worin genau die im Titel angekündigten ‚neuen Perspektiven‘ denn nun eigentlich bestehen, denn die meisten der hier versammelten Beiträge stehen doch recht deutlich in guter alter Tradition solider Homerphilologie. Was ist z.B. mit der nach wie vor brennenden und umstrittenen Frage nach den Einflüssen ‚nahöstlicher‘ Literatur auf die homerischen Epen? Immerhin handelt es sich dabei um einen Problemkreis, den Johannes Haubold bereits 2002 in den Stand einer ‚Neuen Homerischen Frage‘ erhoben hat (Haubold 2002, 1). Bis auf den Beitrag von Tsagalis, der den luwischen bzw. hethitischen Ursprüngen einer Homerphrase nachspürt, bleibt dieser Themenkomplex unberührt. Was ist ferner mit den neueren und neuesten Tendenzen innerhalb des weit verästelten Bereiches der Narratologie? Zu denken wäre etwa an die diachrone wie auch an die kognitive Narratologie. Fruchtbar sind auch Querverbindungen zwischen verschiedenen Forschungszweigen, beispielsweise die Verknüpfung von Mündlichkeits- und Performanzforschung mit kognitiven Ansätzen.¹⁰ Mit alledem sei selbstverständlich nicht insinuiert, dass Tsagalis und Markantonatos ein anderes Buch hätten herausgeben sollen – sämtliche der dreizehn Beiträge sind absolut relevant, ihre wissenschaftliche Qualität ist durchgehend sehr hoch, und Ansätze zu ‚neuen Perspektiven‘ sind durchaus vorhanden. Doch hätte man getrost etwas

⁹ Latacz (2018, 9): „Dem Betrachter der neuesten Homer-Literatur drängt sich der Eindruck auf, dass es heute immer öfter um ‚schicke‘ Themenformulierungen geht, wie etwa: ‚Die strukturelle Strategie Homers im Spannungsfeld von Narratologie und moderner Performance-Theorie‘.“

¹⁰ Vgl. dazu z.B. eine Vielzahl von Beiträgen in dem Sammelband von Minchin (2012). Für eine Übersicht über die neueren und neuesten Entwicklungen und Tendenzen in der Homerforschung sei auf Anton Bierls Essay „New Trends in Homeric Scholarship“ verwiesen, welches der englischen Übersetzung der Prolegomena des Basler *Ilias*-Kommentares beigefügt wurde (Bierl 2015).

mutiger sein dürfen und vielleicht einige zusätzliche Papers inkorporieren können, die sich den genannten (oder anderen) Bereichen der Homerforschung noch intensiver hätten widmen können. Odysseus ist noch nicht am Ende seiner Reise angelangt.

Zitierte Literatur¹¹

- Bakker (2013) = Egbert Bakker, *The Meaning of Meat and the Structure of the *Odyssey**, Cambridge 2013.
- Bierl (2015) = Anton Bierl, „New Trends in Homeric Scholarship“, in: Anton Bierl/Jochim Latacz (Hgg.), *Homer's Iliad: The Basel Commentary. Prolegomena*, Berlin/Boston 2015, 177-203.
- Burkert (2005) = Walter Burkert, „Vergöttlichung von Menschen in der griechisch-römischen Antike“, in: Justin Stagl/Wolfgang Reinhard (Hgg.), *Grenzen des Menschseins. Probleme einer Definition des Menschlichen*, Wien/Köln/Weimar 2005, 401-419.
- Currie (2016) = Bruno Currie, *Homer's Allusive Art*, Oxford 2016.
- Graziosi/Haubold (2019) = Barbara Graziosi/Johannes Haubold, Rezension von West (2017), in: *BMCR 2019.01.05* (<http://bmc.brynmawr.edu/2019/2019-01-05.html>).
- Grethlein (2017) = Jonas Grethlein, *Die Odyssee. Homer und die Kunst des Erzählens*, München 2017.
- Haubold (2002) = Johannes Haubold, „Greek Epic? A Near Eastern Genre?“, in: *The Cambridge Classical Journal* 48, 2002, 1-19.
- Janko (2005) = Richard Janko, „Sappho revisited“, in: *Times Literary Supplement*, 23 December 2005, 19-20.
- Latacz (2018) = Joachim Latacz, „Fragen an Homers Achilleus“, in: *Philologia Classica* 13, 2018, 9-25.
- Marks (2016) = Jim Marks, „Herdings Cats: Zeus, the Other Gods, and the Plot of the *Iliad*“, in: James J. Clauss/Martine Cuypers/Ahuvia Kahane (Hgg.), *The Gods of Greek Hexameter Poetry. From the Archaic Age to Late Antiquity and Beyond*, Stuttgart 2016, 60-75.
- Minchin (2012) = Elizabeth Minchin (Hg.), *Orality, Literacy and Performance in the Ancient World*, Leiden/Boston 2012.
- Nagy (1979) = Gregory Nagy, *The Best of the Achaeans. Concepts of the Hero in Archaic Greek Poetry*, Baltimore 1979.
- Nagy (2000) = Gregory Nagy, Rezension von West (2000), in: *BMCR 2000.09.12* (<http://bmc.brynmawr.edu/2000/2000-09-12.html>).
- Schadewaldt (³1966) = Wolfgang Schadewaldt, *Von Homers Welt und Werk*, Stuttgart ³1966.
- van Thiel (1991) = Helmut van Thiel (Hg.), *Homeri Odyssea*, Hildesheim/Zürich/New York 1991.

¹¹ Die zitierten Weblinks wurden letztmals am 03.06.2019 abgerufen.

Vestrheim (2016) = Gjert Vestrheim, „Fawns and Gender. A Note on Sappho’s Tithonus Poem“, in: *Eos* 103, 2016, 117-121.

West (1998; 2000) = Martin L. West (Hg.), *Homeri Ilias*, Stuttgart/Leipzig 1998 (Bd. 1); München/Leipzig 2000 (Bd. 2).

West (2017) = Martin L. West (Hg.), *Homerus. Odyssea*, Berlin/Boston 2017.

Prof. Dr. Silvio Bär
Universitetet i Oslo
Institutt for filosofi, idé- og kunsthistorie og klassiske språk
Blindernveien 31
NO-0313 Oslo
E-Mail: silvio.baer@ifikk.uio.no

Andreas MÜLLER-KARPE, *Sarissa. Die Wiederentdeckung einer hethitischen Königsstadt*. Darmstadt: WBG Philipp von Zabern 2017, 176 S., 143 farb. Abb., 18 s./w.-Abb.

Bei dem rezensierten Werk handelt es sich um eine allgemeine Zusammenfassung der Ergebnisse der archäologischen Ausgrabung von Kuşaklı/Sarissa, die der Autor von 1993 bis 2004 persönlich geleitet hat. Auch wenn es sich bei der Serie in der das Werk erschien (Zaberns Bildbände zur Archäologie), eher um eine Publikationsreihe für ein breiteres Publikum handelt, hat diese schon seit langem den Ruf nicht nur für Laien, sondern auch für Wissenschaftler wichtige Informationen zu enthalten und findet daher auch unter Forschern und Akademikern großes Interesse. Nicht anders ist es mit dem vorliegenden Band, der sich einem der wenigen, besser erforschten hethitischen Ausgrabungsorten zuwendet: Eben der hethitischen Stadt Sarissa.

Das Werk gliedert sich in insgesamt 18 Kapitel. Sie reichen von der Forschungsgeschichte und der Lage sowie der Planung der Stadt über Einzelheiten der Stadtarchitektur (Stadtbefestigung, Hausbau, Großer Tempel des Wettergottes) und das soziale Leben in der Stadt bis zum Ende der hethitischen Epoche und der Stadtentwicklung nach dem Untergang des Hethiterreiches.

Der Autor nimmt zu Recht vorweg, dass es sich bei der fraglichen Siedlung um die hethitische Stadt Sarissa handelt. Auf Seite 7 begründet er dies unter Berufung auf den Grabungsphilologen Gernot Wilhelm damit, dass einige der hier zutage geförderten Texte ein in Sarissa gefeiertes Ritual behandeln, dass dieser Name der am häufigsten vorkommende Ortsname in den vor Ort gefundenen Texten ist und dass er auf Vorratsgefäßen in der anatolischen Hieroglyphenschrift vorkommt. Dass diese Zuordnung jedoch von einer, wenn auch kleinen, Zahl von Forschern immer noch angezweifelt wird, bzw. nicht als sicher gilt, sollte in diesem Band Erwähnung finden. Ich möchte dem Autor aber in diesem Fall keineswegs widersprechen, da ich seine Meinung in diesem Punkt teile.

Im Kapitel zur „Lage der Stadt“ geht der Autor auf die Geographie der Königsstadt und deren Umgebung ein. Zum Teil sehr detailliert versucht er die Geographie zu erläutern, ohne dabei in belanglosen Einzelheiten unterzugehen. Dass er dabei nicht nur auf die hethitische Epoche eingeht, sondern auch spätere wichtige Denkmäler, wie z.B. die „Kapadokische Mauer“ erwähnt, ist ihm zugute zu halten. Ob die im Umfeld von Sarissa gefundene Altınyayla-Stele allerdings, wie er als „denkbar“ annimmt, tatsächlich von Tuthaliya IV. anläss-

lich einer Jagd errichtet wurde, kann meiner Meinung nach nicht endgültig entschieden werden, da die Stele nicht sicher in die Regierungszeit dieses Königs datiert werden kann und wohl auch alle anderen hethitischen Könige und Angehörige der königlichen Familie Freude an der Jagd gezeigt haben dürften, wie der Autor selbst einräumt. Der Verfasser betont die besondere verkehrsgeographische und hydrographische Situation der Stadt und ihrer Umgebung. Die Lage der Stadt an einer wichtigen Ost-Westverbindung wird dabei zu Recht in den Vordergrund gestellt.

Ab S. 16ff. beschreibt Müller-Karpe die „Planung und Errichtung der Stadt“. Hier sei nur auf einige Punkte verwiesen, die für uns besonders interessant erscheinen. Dass die Hethiter ihren Staat gut organisierten und somit auch ihre Städte gut planten, ist bekannt. So verhält es sich auch im Falle von Sarissa, das im 16. Jh. v. Chr. neu gegründet wurde.

In das gleiche Jahrhundert datiert Schachner¹ eine grundlegende Neuorganisation des hethitischen Staates, welche in der materiellen Kultur insbesondere anhand von Stadtgründungen und einiger damit verbundenen markanten Architekturtypen (insbesondere der Errichtung von künstlichen Wasserreservoirs, großen unterirdischen Getreidespeichern etc.) greifbar ist. Es verwundert, dass dieser Artikel Schachners, obwohl in ihm sehr oft auf Sarissa eingegangen wird, in keinem Kapitel Erwähnung findet.

Interessant ist der Vergleich der Architektur von Sarissa mit der der hethitischen Hauptstadt Hattusa. Demnach scheint das sogenannte „*knowhow*“ aus der Hauptstadt gekommen zu sein, während die Handwerker wohl in der Umgebung rekrutiert wurden. Die Bauqualität in Sarissa, die wohl nicht die der Hauptstadt erreicht, scheint dies nahezu legen (S. 17-18). Allerdings unterscheidet sich nicht nur die Bauqualität in Sarissa von der in Hattusa: Ebenso konnte der Autor erhebliche Unterschiede in den Befestigungswerken der beiden Städte feststellen. Die Stadtmauern und die dazugehörigen Türme von Sarissa waren demnach nur etwa halb so breit wie in der hethitischen Hauptstadt (S. 34).

Der Autor widmet sich in seinem Buch nicht nur den archäologischen Funden, sondern versucht auch, dem Leser einen Einblick in die hethitische Kultur zu geben, indem er anhand der Funde auf den hethitischen Alltag eingeht. So erläutert er z.B. das Wohnen in Sarissa anhand der gefundenen Architektur (S. 45ff.), wobei er auch das in diesen Häusern gefundene Spielgerät erwähnt (S. 47: Astra-

¹ Schachner, A., „Das 16. Jahrhundert v. Chr. – eine Zeitenwende im hethitischen Zentralanatolien“, *Istanbulur Mitteilungen* 59, 2009, 9-34.

gale, Würfel etc.). Er schafft so einen direkten Bezug zu den Menschen, die hier einst lebten. In ähnlicher Form erläutert er die Bedeutung von Bier und dessen Trinkkultur anhand eines Trinkrohres (S. 49), welches in einem der zutage geförderten Häuser in Sarissa gefunden wurde. Der Leser erhält somit nicht nur Kenntnis über die Stadt selbst, sondern auch bemerkenswerte Einblicke in die hethitische Kultur. Der Autor verbindet die archäologischen Zeugnisse regelmäßig und in anschaulicher Weise mit Erkenntnissen der schriftlichen Überlieferung. In einigen Kapiteln tritt Sarissa sogar eher ein wenig in den Hintergrund; so behandelt der Autor in den Kapiteln „Handwerk und Handel“ oder „Die Einwohner der Stadt“ diese Themen eher allgemein und versucht damit, dem Leser ein weiterführendes Verständnis für das hethitische Leben zu vermitteln, wobei relevante Funde aus Sarissa zum jeweiligen Thema eingeschoben werden, wodurch es dem Autor gelingt, dass insbesondere auch Laien von diesem Werk angesprochen werden dürften.

Von besonderer Bedeutung ist, dass der Autor in jedem Kapitel Bezug auf die hethitischen Schriftquellen nimmt und somit ein Bild zeichnet, das nicht ausschließlich auf archäologischen Interpretationen beruht. Infolgedessen gelingt es ihm, die archäologischen Funde aufleben zu lassen und dem Leser ein lebensnahes Bild der hethitischen Kultur zu vermitteln.

Dass die neugegründeten Städte der Hethiter, wie der Autor ausdrücklich betont, nach sorgfältigen Berechnungen angelegt und geplant wurden, steht außer Zweifel. Eher anzweifeln könnte man hingegen die vom Autor angenommenen geometrischen und astronomischen Aspekte, welche er bei der Planung der Stadt hinter einigen, oder eher vielen Bauten und teilweise ganzen Stadtanlagen vermutet. Er geht sogar noch einen Schritt weiter, indem er auch außerhalb Sarissas ein geplantes bzw. vermessenes Grundstückraster annimmt (S. 22-23), dessen Berechnungen er sehr detailliert erläutert. Astronomische Berechnungen bilden auch die Grundlage seiner Überlegungen auf den Seiten 111f. und 124. Der Rezensent muss zugeben, dass er sich weder mit der Astronomie noch mit der Berechnung von Grundstücken eingehend beschäftigt hat. Dass die hethitischen Baumeister durchaus imstande waren, ihre Umwelt abstrakt wahrzunehmen und auch zu berechnen, zeigen allein schon die Damm- und Wasserbauten, welche in der hethitischen Hauptstadt und ihrem Umfeld ebenso gefunden und erforscht wurden wie in Kuşaklı/Sarissa, was der Autor in seinem Buch auch vorstellt. Ob es sich bei den Berechnungen allerdings wirklich immer um kalkulierte Planungen handelt, und ob Äquinoktien, Altitude, Himmelsnordpole, Sonnenläufe, Venus-Wenden u.ä. für die Errichtung von Städten und Gebäuden wirklich so wichtig waren, kann eigentlich nur vage angenommen werden. In den hethitischen Texten gibt es da-

für zu wenig Anhaltspunkte und auch archäologisch können kaum überzeugende Beweise angeführt werden. Außerdem sind diese Berechnungen z.T. sehr komplex und schwer zu verstehen bzw. nachzuprüfen und deshalb für allgemein interessierte Leser möglicherweise etwas zu anspruchsvoll.

Eines der letzten Kapitel seines Werkes widmet der Autor dem „Ende der hethitischen Stadt“ Sarissa (S. 146-154). Er verbindet dieses Thema zu Recht eng mit dem Ende des hethitischen Reiches; mithin erhält der Leser einen detaillierten Einblick in die Diskussion über das Ende der Bronzezeit Inneranatoliens. Das Ende der Bronzezeit Anatoliens wurde in der älteren Forschung regelmäßig den sogenannten „Seevölkern“ zugeschrieben, die um 1200 v. Chr. durch Vorderasien gezogen seien. Ägyptische Schriftquellen liefern für den sogenannten Seevölkersturm die anschaulichsten Überlieferungen. Der Autor vergleicht die „ältere These“ mit einer von Jürgen Seeher 2001 publizierten Ansicht, nach der Hattusa nicht „zerstört“, sondern „verlassen“ wurde². Die Theorie Seehers wurde weitreichend aufgenommen und als Grundlage für neue Theorien verwendet. Nun versucht der Autor diese Theorie erstmals umfassend zu widerlegen, indem er ihre Schwachstellen auflistet und stattdessen positive Argumente für die herkömmliche Theorie anführt. Diese Argumente seien hier kurz an zwei Beispielen diskutiert:

1. Befundlage: Fehlen von Kampfspuren, keine Waffen, keine Toten, kein wertvolles Gebäudeinventar.

Seeher zufolge dürfte diese Befundsituation auf einen geregelten Umzug der Einwohner Hattusas hinweisen. Die Einwohner nahmen bei ihrem Umzug in eine andere Stadt alle ihre wertvollen Güter mit. Die Brandschichten finden sich in der hethitischen Hauptstadt hauptsächlich bei offiziellen Gebäuden und könnten ebensogut von den Einwohnern selbst oder auch durch Unfälle verursacht worden sein. Müller-Karpe zufolge gibt es allerdings ähnliche Fundumstände aus anderen hethitischen Zentren aus der mittelhethitischen Periode, also rund 250 Jahre früher: z.B. in Maşat/Tapigga, Kayalıpınar/Samuha und Kuşaklı/Sarissa, wo ebenfalls systematisch geleerte Gebäude und eine Brandschicht vorliegen. In diesen Fällen vermutet allerdings niemand einen freiwilligen Abzug der Einwohner. Im Gegenteil, so Müller-Karpe, wisse man, dass nach der Eroberung einer Stadt Plünderung und Brandschatzung eher die Regel war (S. 150f.).

² Seeher, J., „Die Zerstörung der Stadt Hattuša“, *Akten des IV. Internationalen Kongresses für Hethitologie, Würzburg, 4.-8. Oktober 1999 (StBoT 45)* 2001, 623-634.

2. Befundlage: Fehlen der königlichen Korrespondenz aus der Zeit des letzten hethitischen Königs Suppiluliuma II.

Seeher begründet diese Beobachtung mit einem Umzug der hethitischen Elite in eine neue Hauptstadt. Die aktuelle Korrespondenz sei in diese neue Hauptstadt gebracht worden. Müller-Karpe hingegen deutet auf die allgemeine Lückenhaftigkeit des hethitischen Textcorpus hin. Es fehlen uns nicht nur Schriftquellen des letzten hethitischen Königs, sondern auch für mehrere andere Regierungsperioden. Dieser Umstand kann somit, nach Müller-Karpe, nicht als Beweis für einen Umzug gelten (S. 151).

Der Autor knüpft mit seinen Überlegungen indirekt an die ältere Zerstörungstheorie an, wobei er allerdings nicht die sogenannten „Seevölker“ dafür verantwortlich macht, sondern vielmehr „Angriffe verschiedener ethnischer Gruppen (anatolische Stammesverbände wie die Kaskäer)“ als Grund für die Zerstörung Hattusas annimmt (S. 154). Ihm zufolge stand das hethitische Reich in der Blüte seines Bestehens (S. 152). Gleichzeitig zeigt er aber auch die Probleme dieses in voller Blüte stehenden Staates auf. Besonders das hethitische Abgabensystem und die dahinterstehende, immer größer werdende Bürokratie der Palast- und Tempelwirtschaft soll dabei eine negative Rolle gespielt haben. Verschärft worden sei diese Situation noch durch eine für den Erhalt der Staatswirtschaft äußerst ungünstige Klimaentwicklung, die Trockenperioden und somit mehrfache Missernten mit sich gebracht habe. Außerdem könnten innerdynastische Legitimitätsstreitigkeiten angenommen werden (S. 152-153). All diese Faktoren hätten den Staat so geschwächt, dass schon relativ geringfügige Veränderungen eine existenzielle Bedrohung darstellten.

Was nun der wirkliche Grund für den Untergang des hethitischen Reichs war und in welcher Weise die Hauptstadt Hattusa unterging, ist im Lichte der verfügbaren Quellen heute nicht sicher zu sagen. Dass diese Diskussion weitergeht, zeigt lediglich, wie wenig wir eigentlich noch immer über die Hethiter wissen und wie viel in dieser Richtung noch zu erforschen ist.

Das rezensierte Buch kann in vieler Hinsicht als gelungen betrachtet werden. Zum einen enthält es wertvolle Informationen über die Stadt Sarissa selbst, zum anderen wird aber auch sehr viel auf die hethitische Geschichte und Kultur allgemein eingegangen. Besonders diese allgemeinen Exkurse sind für den Fachmann zwar oft etwas zu langatmig, da sie ihm zum größten Teil geläufig sind. Für den Laien dürften diese Ausführungen aber sehr informativ – wenn nicht sogar spannend – sein. Er erhält so Einblicke in die hethitische Kultur und den Stand der Forschung und kann nur so die hethitische Stadt Sarissa

und ihre Stellung im Anatolien des 2. Jts. v. Chr. richtig verstehen. Der Fachmann hingegen ist oft gezwungen, sich die relevanten Details aus einem langen Text herauszusuchen, was den wissenschaftlichen Wert, den der Band auch für ihn hat, aber nicht schmälert. Da das Buch jedoch in erster Linie für ein breiteres Publikum bestimmt ist, es also eben für diejenigen verständlich sein soll, die mit der hethitischen Kultur noch nicht in höherem Maße vertraut sind, erfüllt es in dieser Hinsicht sein Ziel und geht sogar darüber hinaus. Mit Spannung kann man daher einen neuen Band über die hethitische Stadt Samuha erwarten, in der der Autor momentan zusammen mit seiner Gemahlin forscht.

Metin Alparslan
İstanbul Üniversitesi
Edebiyat Fakültesi
Hititoloji Ana Bilim Dalı
T-34134 İstanbul – TÜRKİYE
E-Mail: metinalparslan@gmail.com

Christoph JAMME – Stefan MATUSCHEK, Handbuch der Mythologie. Unter Mitarbeit von Thomas Bargatzky, Renate Bartl, Manuel Baumbach, Kai Brodersen, Hans-Werner Fischer-Elfert, Iris Gareis, Manfred Krebernik, Ylva Monschein und Thomas Oberlies. 2., unveränderte Ausgabe. Darmstadt: Philipp von Zabern 2017, 368 S.

Wer einmal eine Vorlesung über antike Mythologie ‚für Hörerinnen und Hörer aller Fakultäten‘ gehalten hat, weiß: Mythologie ist ‚in‘. Viele junge Studentinnen und Studenten sind als Kinder und Jugendliche mit kreativen Rezeptionsergebnissen wie dem Disney-Film *Hercules* (1997) oder der Fantasy-Buchreihe *Percy Jackson* (Rick Riordan, 2005–2009), die die Götter der griechischen Mythologie an die heutige Ostküste der USA verlagert, in Berührung gekommen und möchten später mehr über die Ursprünge und Quellen dieser reichen Erzählschätze erfahren. Einführende Darstellungen zur Mythologie der Griechen und Römer existieren darum in ebenso großer Zahl wie entsprechende Nacherzählungen (Letztere stehen – zumindest im deutschsprachigen Raum – alle in der Tradition Gustav Schwabs), doch nur wenige bieten einen dezidiert komparatistischen, sprich kulturübergreifenden, d.h. über die griechische und römische Antike hinausgehenden Zugang. Das von Christoph Jamme und Stefan Matuschek unter Mitarbeit zahlreicher namhafter Gelehrter verfasste *Handbuch der Mythologie* springt in diese Bresche: Vorgestellt und diskutiert werden hier in sechs Großkapiteln nichts weniger als die „Mythen der Welt“. Jedes Großkapitel verfügt über eine Einleitung sowie weitere Unterkapitel, in denen jeweils relevante Aspekte wie z.B. Überlieferungsformen und -kontexte oder generische Eigenheiten spezifischer Texte, in denen Mythen eine Rolle spielen, diskutiert werden. Darauf folgen separate Einträge, welche (den Gegebenheiten der einzelnen Kulturkreise angepasst) teils nach Figuren, teils thematisch, teils geographisch angeordnet sind. Das erste (und längste) Großkapitel ist Europa gewidmet und inkludiert die Mythologie der Griechen, der Römer sowie der Germanen (S. 54–217). Es folgen sodann die Mythen des Alten Orients (Kap. 2, S. 218–235), des Alten Ägyptens (Kap. 3, S. 236–249), Asiens (Kap. 4, S. 250–290), Amerikas (Kap. 5, S. 291–328) sowie zuletzt Australiens und Ozeaniens (Kap. 6, S. 329–355). Dem Ganzen voraus geht ein (unnummeriertes) einführendes Kapitel zu den „Welten des Mythos“ (S. 11–51), in welchem nebst einem kurzen Abriss der wichtigsten Mythostheorien einige zentrale Fach- und Wissensbereiche diskutiert werden, in denen Mythologie eine Rolle spielt, nämlich Philosophie, Theologie, Ethnologie, Psychologie, Politik und Kunst. Das Buch ist mit zahlreichen Schwarz-Weiß-Abbildungen ausgestattet und verfügt am Ende über Register zu mythischen Namen (S. 356–362) und weiteren Personennamen (S. 363–367). Auf eine Gesamtbibliographie wurde verzichtet; stattdessen finden sich am Ende jedes Eintrags

eine kurze Liste mit weiterführender Literatur (typischerweise jeweils zwei bis vier Titel) sowie am Ende jedes Großkapitels jeweils eine etwas längere Lektüreliste.

Selbstverständlich kann und soll an dieser Stelle nicht der Inhalt des gesamten Buches im Detail wiedergegeben und einer kritischen Prüfung unterzogen werden. Ich greife stattdessen *exempli gratia* einen einzelnen Eintrag heraus, nämlich denjenigen zu „Herakles/Herkules“ (S. 93–99, verfasst von Stefan Matuschek). In diesem Eintrag werden zuerst die Zwölf Arbeiten des H. sowie die wichtigsten Stationen seines Lebens bis zu seiner Apotheose referiert; darauf folgen einige kurze Bemerkungen zum Namen des Helden. Zu Recht wird sodann konstatiert, dass H. trotz seiner immensen Popularität und Omnipräsenz in allen Epochen und Medien der Antike in nur wenigen Texten im Zentrum steht; Ausnahmen bilden die Tragödien des Euripides und des Seneca. In Vergils *Aeneis* ist H. eine mythische Präfiguration des Augustus; diese Rolle wird von Ovid in den *Metamorphosen* ironisch verdreht, „indem er ihn aus der Sicht seiner Opfer als Gewalttäter zeigt und [...] den Geburtsqualen seiner Mutter Alkmene Raum gibt“ (S. 94). Es folgen ausführliche Bemerkungen zu H. am Scheideweg von Xenophons *Memorabilien* bis hin zur mittelalterlichen und neuzeitlichen Rezeption, und sodann zum Typus des auf Lukian zurückgehenden ‚gallischen‘ H., der „zur Allegorie der Beredsamkeit geworden“ ist (S. 95) und die politische Verwendung der Figur in der Renaissance begünstigte. Ebenfalls diskutiert wird die berühmte *Hercules Farnese*-Statue, von welcher über zweihundert Kopien aus römischer Zeit belegt sind und die nicht bloß „die Attribute der Stärke und der moralischen Selbstbeherrschung“ in sich vereint, sondern die H. auch „zum Anführer der Musen erklärt [...], so dass er die Herrschaft über Künste und Wissenschaften verkörpert“ (S. 96). H. als Machtfigur spielt darum auch in der Französischen Revolution eine wichtige Rolle. Schließlich werden auch die negativen Seiten der H.-Figur und dessen daraus resultierende generelle Ambivalenz angesprochen, die sich u.a. in der brutalen Seite des Helden (genannt wird die grausame Ermordung des Iphitos, die die *Odyssee* berichtet) sowie in der „Erniedrigung des Helden“ anlässlich der Sklavendienste für Omphale zeigt (S. 97). Bechlossen wird der Eintrag mit einer Diskussion von Johann Joachim Winckelmanns wirkmächtiger Fehldeutung des Torso vom Belvedere als H. (1762) sowie mit einem Hinweis auf drei literarische Rezeptionszeugnisse aus dem 20. Jahrhundert: auf Friedrich Dürrenmatts Hörspiel bzw. Komödie *Herkules und der Stall des Augias* (1954, -62, -80), drei H.-Dramen von Heiner Müller (1964, -72, -91) und Peter Weiß' Trilogie *Ästhetik des Widerstands* (1975, -78, -81), in denen H. „als Leitfigur für den Klassenkampf [dient]“ (S. 99). Mit der launigen Bemerkung, dass der Name des H. „vielfach als Marke, wo es auf Stärke oder Kraft ankommt (Staubsauger, Sägen, Rasenmäher und vieles mehr)“, auftauche (S. 99), schließt der Eintrag.

Der Eintrag zu „Herakles/Herkules“ ist bezüglich Umfang, Inhalt und Aufbau typisch für viele Einträge bzw. Kapitel in diesem Handbuch. Die Nacherzählung von Mythen bzw. von Lebensstationen mythischer Figuren wird auf das absolut Notwendige reduziert; stattdessen liegt der Fokus auf den charakteristischen Eigenschaften, auf den ‚Funktionen‘ und ‚Typen‘ von Figuren und Mythen bzw. Sagenkreisen, und es werden die wichtigsten Entwicklungslinien herausgearbeitet. Wo immer möglich werden diverse Medien berücksichtigt; insbesondere kommt neben den Textzeugnissen auch die Ikonographie nicht zu kurz. Ferner ist die Rezeption nicht – wie sonst in ähnlichen Werken häufig praktiziert – als ‚Anhängsel‘ an den Schluss verbannt, sondern sie ist als Teil des Ganzen mit dem Gesamteintrag verflochten. Es liegt auf der Hand, dass man an manchen Stellen noch ‚dies oder jenes‘ hätte erwähnen oder eine andere Gewichtung dieses oder jenes Aspektes hätte vornehmen können. Ich nenne nur zwei inhaltliche Punkte, die mir aufgefallen sind. Erstens: Wenn erwähnt wird, dass H. nur in wenigen antiken Texten als Hauptfigur auftritt, so ist hier unbedingt einzuwenden, dass dieser Umstand mit der Überlieferungssituation zusammenhängt – in der Tat sind von der archaischen bis in die klassische Zeit zahlreiche Zeugnisse und Fragmente bekannt, die eine reiche H.-Epik bezeugen (so verfassten z.B. Peisander von Rhodos [6. Jh. v. Chr.] und Panyassis von Halikarnass [5. Jh. v. Chr.] beide je eine *Herakleia*; vgl. auch Aristoteles, *Poetik* 1451a16–22). Zweitens: Zum Namen des H. ist mehr zu sagen, als dass „der Name als Zusammensetzung aus dem Götternamen Hera und dem Substantiv ‚kleos‘ = Ruhm erklärt [wird], weil es die Göttin Hera [ist], die letztlich, wenn auch in gegenteiliger Absicht, seine Heldentaten motiviert und damit seinen Ruhm begründet [hat]“ (S. 94). Eine alternative Deutung könnte auch darin bestehen, dass Hera in einer nur noch in Spuren fassbaren, alten Alternativversion vielleicht ursprünglich eine Vertraute des H., möglicherweise gar dessen Mutter gewesen sein könnte, und dass die Aufgabe des H. somit ursprünglich tatsächlich darin bestanden haben könnte, seiner Mutter Ruhm zu bringen (so wie er dies für seinen Vater Zeus tut). Zeugnisse, die in diese Richtung deuten, sind Darstellungen auf etruskischen Spiegeln, die den erwachsenen (!) H. zeigen, wie er an der Brust der Uni saugt (Uni ist das etruskische Äquivalent der römischen Juno), oder eine Szene auf einer Metope des Heratempels in Foce del Sele (in der Nähe von Paestum), auf welcher H. Hera zu Hilfe kommt, als diese von einem Silen bedrängt wird. – Zwei formale Quisquilien zum Schluss: Die hybride Schreibung „Herkules“ mutet eigenartig an: Die griechische Namensform lautet „Herakles“, die römische „Hercules“; „Herkules“ dagegen ist verwirrend und streng genommen falsch (ebenso wie das im anglophonen Raum oft anzutreffende „Heracles“). Ferner ist für mich unverständlich, dass die umfassende H.-Monographie von Emma Stafford nicht in der Literaturliste zu finden ist, behandelt doch Stafford systematisch jeden Aspekt des Helden in der griechischen und römischen Antike und berück-

sichtigt auch dessen Rezeption – und ist somit *das* Standard-Referenzwerk für das Studium von H. (Emma Stafford, *Herakles*, London/New York 2012).

Diese ausführliche kritische Würdigung des „Herakles/Herkules“-Eintrags möge, wie gesagt, stellvertretend für eine Gesamtwürdigung des gesamten Handbuchs stehen. Handbücher sind nicht zur Von-vorne-bis-hinten-Lektüre bestimmt, und die spannendsten Entdeckungen macht man als Leser bekanntlich, wenn man querliest. So erfährt man – um nur ein paar willkürlich herausgegriffene Beispiele zu nennen –, dass „die Musen im Neuplatonismus der Renaissance [...] [e]ine theoriebildende Rolle spielen“ (S. 108), dass „Verschwinden, Wiederauffinden und Wiedererscheinen von Gottheiten [...] ein häufiges Thema altorientalischer Mythen [ist]“ (S. 229), dass seit der Mitte des 5. Jhs. v. Chr. eine „Episierung“ der Mythen des R̥gveda stattfindet und dass aus dessen „Mythen [...] epische Handlung gewonnen wird“ (S. 260), oder dass es weder in der Mythologie Nordamerikas noch in derjenigen Polynesiens Weltentstehungsmythen gibt (S. 293; 349). Wer (wie der Rezensent) zwar intim mit der Mythologie der Griechen und Römer vertraut ist, aber vom Rest der ‚mythischen Welt‘ nur wenig Ahnung hat, zieht aus solchen und anderen Erkenntnissen einen großen Gewinn und erweitert seinen Horizont beträchtlich.

An einigen wenigen Stellen des Buches fallen verunglückte Ausdrücke auf. Um zwei Beispiele zu nennen: Der Begriff „Naturvölker“ (S. 15) gilt heute in der Ethnologie als veraltet; sein Gebrauch wirkt deshalb unbedarft. Und wenn es in der Einleitung zur Mythologie Nordamerikas heißt, dass es dort „keine Ur- oder Reinformen von Mythen“ gebe (S. 291), so wird damit insinuiert, dass selbige andernorts existierten. Dadurch aber wird indirekt eine völlig veraltete Sicht auf die ‚Entstehung‘ von Mythen und Mythologie heraufbeschworen, nämlich die im Kern auf James Frazer zurückgehende, romantisch verbrämte Vorstellung eines ‚Urmythos‘. Der generell hohen Qualität des Buches und seiner Beiträge tun diese Einzelheiten jedoch keinen Abbruch. Formal gesehen ist das Buch sauber redigiert und schön gesetzt – der Druckversehen sind nur wenige zu verzeichnen (z.B. auf S. 233: „doumentierten“). Und zu guter Letzt beweist der Verkaufspreis von €23,99, dass qualitativ hochstehend produzierte wissenschaftliche Bücher nicht zwingend überteuert sein müssen.

Prof. Dr. Silvio Bär
Universitetet i Oslo
Institutt for filosofi, idé- og kunsthistorie og klassiske språk
Blindernveien 31
NO-0313 Oslo
E-Mail: silvio.baer@ifikk.uio.no

Stefanie GRÄF, Der *Anonymus de rebus bellicis*. Eine morphologische Untersuchung. Studien zur Geschichtsforschung 38, Hamburg: Verlag Dr. Kovač 2018, 740 S.

Die Verfasserin legt mit der 740 Seiten starken Monographie die erweiterte Fassung ihrer Dissertation vor. Ihr Ziel ist es, die seit über einem Jahrhundert akribisch geführte Diskussion um die Natur des ohne Verfassernamen und unter dem (wahrscheinlich) von einem späteren Kopisten hinzugefügten Titel *Anonymus de rebus bellicis* (= ARB) überlieferten Texts um eine innovative Thesenbildung zu bereichern.¹ Im Kern geht es darum, Entstehungsschichten in dem Text des ARB offenzulegen, der damit nicht mehr als Werk eines einzelnen „Reformers“ zu betrachten sei, sondern als ein kumulatives Produkt aus verschiedenen Textträgern, die erst innerhalb der spätrömischen Administration zu ihrer heute bekannten Gestalt zusammengefügt worden seien.

Den Weg zum Nachweis dieser These nennt die Verfasserin „morphologisch“, in ihrem Methodenkapitel stellt sie allerdings den Begriff des Paratexts (im Sinne des Strukturalisten Gérard Genette) in den Mittelpunkt. „Typische Paratextelemente sind z.B. Titel, Zwischentitel, Vorworte, Nachworte, Widmungen, Motti, Anmerkungen und Abbildungen. Diese ‚Anhängsel‘ enthalten stets einen Kommentar des Autors zum eigenen Werk, sie sind somit eine ‚Zone der Transaktion‘“ (24). Das passt nicht wirklich gut zu der Argumentation Gräfs, die ja gerade von der These ausgeht, dass viele Überlieferungselemente in den unter der Sigle ARB tradierten Manuskripten heterogen sind und verschiedenen Entstehungsschichten entstammen. Genette sprach bei der Kategorisierung von später zugefügten Zusätzen, wie Bildunterschriften oder Zwischenüberschriften von Epitexten, sicherlich eine spezielle Form des Paratexts, aber kein „Kommentar des Autors zum eigenen Werk“.

Die Studie ist sehr detailreich, so dass hier nur exemplarisch die Arbeitsweise und das Gesamtergebnis diskutiert werden können.

Die von der Verfasserin „morphologisch“ genannte Methode wird bspw. bei der Behandlung der *hapax legomena*, meist Fachbegriffen, angewendet (243-

¹ Einen Überblick zur Forschungsgeschichte bietet jetzt auch Philippe Fleury in der *introduction* zu seiner Ausgabe: *De rebus bellicis. Sur les affaires militaires*, texte établi, traduit et commenté par Philippe Fleury, Paris 2017, I-CXXXVIII. Diese Ausgabe konnte Gräf leider noch nicht nutzen (nachgetragen im Literaturverzeichnis 725).

326). Der Schwerpunkt des Arguments liegt auf dem Umstand, dass die technischen Neologismen wie *currodrepanus* für Sichelwagen häufig in den Überschriften der Einzelkapitel vorkommen, aber nicht in dem dazugehörigen Text. Gräf schließt daraus, dass diese Überschriften erst nachträglich eingefügt wurden, wohl im Zuge der Erstellung des Textkonglomerats. Diese Deutung hat mit Schwierigkeiten zu kämpfen, denn zuweilen gebraucht der ARB den in der Überschrift gebrauchten Fachbegriff im Kapiteltext eben doch (z.B. cap. 15: *thoromachus* in der Überschrift und in 15,1) und setzt weiterhin durchgehend voraus, dass es eine Überschrift (oder ein Bild?) gab (vgl. z.B. cap. 12, wo es eine Referenz für das Demonstrativum *huiusmodi* gegeben haben muss, die in der Handschrift die Überschrift darstellt: *expositio currodrepani. Huiusmodi pugnacis vehiculi genus...*). Wenn die Überschrift tatsächlich später eingefügt wurde, dann ersetzte sie entweder eine frühere oder trat an die Stelle eines Bildes o.ä.

Die Autorin plädiert dafür, den Wechsel im Numerus der adressierten Kaiser stärker zu gewichten, als dies bisher meist der Fall war. Insgesamt sechsmal finden sich in der Schrift Anreden an die Kaiser im Plural, davon fünf in der *praefatio* und eine in Kapitel 3: *De fraude et correctione monetae* (3,2: *maiestatis vestrae*), und fünf Anreden im Singular, davon eine in der *praefatio* (übersichtlicher als bei Gräf zusammengestellt bei Fleury XXXII f.). Gräf plädiert dafür, diesen Wechsel im Numerus als Indiz dafür zu werten, dass die entsprechenden Perikopen aus verschiedenen Quellen stammen, genauer: aus Eingaben, die zu unterschiedlichen Zeiten eingereicht wurden und erst später zu dem heute bekannten Text zusammengeführt wurden. Fleury weist allerdings (29) daraufhin, dass sich ein analoger Wechsel in der Anrede auch in der vierten Rede des Themistius findet, wo in der *praefatio* ebenfalls die *basileis* im Plural angesprochen werden, später aber der allein anwesende Valens (81a; 83b). Nun ist damit Gräfs These noch nicht widerlegt, zumal es sich bei dem ARB nicht um eine Rede handelt, deren Kommunikationssituation wie in der Themistiusrede den Erklärungsansatz liefert.

Als wesentliche Stütze ihrer These arbeitet Gräf die unterschiedliche Positionierung des oder eben der Verfasser gegenüber den Lesern heraus, indem sie vier „kommunikative Konstellationen unterscheidet: (1) die sachliche Darstellung ohne *persona*; (2) die Selbstnennung des Autors in der Ich-Form; (3) die Erwähnung der Adressaten-*persona* und (4) eine dialogische Kommunikationssituation (455). Sie kommentiert: „Dabei ist festzuhalten, dass sich der Autor in den einzelnen Kapiteln jeweils auf eine Kommunikationssituation festlegt; diese ist jedoch nur signifikant für das

jeweilige Kapitel – im folgenden kann sich dies ändern.“ (ibid.). Dieser Befund würde, wenn er eindeutig wäre, in der Tat ein Argument für die These liefern, dass der ARB aus Texten verschiedener Provenienz kollationiert worden ist. Hier wie bei ähnlich gelagerten Fällen wäre es wünschenswert gewesen, dass die Verfasserin enger am Text ihre ‚morphologischen‘ Beobachtungen konkretisiert hätte. Aber auch so zeigt sich, vor allem bei Betrachtung der Tabelle S. 456, dass die „kommunikativen Konstellationen“ nicht unbedingt auf verschiedene Verfasser schließen lassen müssen, sondern eben als solche die verschiedenen Redeweisen provozieren: mit Anrede an die Adressaten und persönlich, wo der Text für eine ungewöhnliche Reform wirbt, sachlich und deskriptiv, wenn Kriegsgeräte technisch beschrieben werden. Im Übrigen wäre ja noch zu erklären, warum eigentlich – wenn man von der These ausgeht, dass die Ersteller des Konvoluts ohne nennenswerte Anpassungen die Texte buchstäblich zusammengeleimt hätten – ein so großer syntaktischer und stilistischer Aufwand² mit der *praefatio* getrieben wurde, in der die Gliederung des Werkes recht detailliert skizziert wird, um so die Fiktion einzuführen, die Kollage sei ein von einem Autor komponiertes Werk.

In den Schlussabschnitten ihrer Untersuchung versucht die Verfasserin, die Entstehungskontexte der von ihr postulierten Textkollage („Sammelrolle mit Mustercharakter“: 608) genauer zu rekonstruieren. Da sie in den einzelnen Abschnitten des ARB ehemalige Eingaben sieht, die von Untertanen des Kaisers oder der Kaiser eingereicht wurden, bezieht sie sich auf das Petitionswesen der Kaiserzeit, um mithilfe von Analogien zu rekonstruieren, wie der ABR textgenetisch zu fassen sei. Um es vorauszuschicken: Die Lösung Gräfs kann nicht überzeugen, zum einen, weil der ganze als zentrales Amt vorgestellte „Bereich Vorschlagwesen“, in dem sie die Bearbeitung der vermuteten Eingaben ansiedelt, in der Phantasie ausgemalt werden muss (während die anderen *scrinia* sehr dicht belegt sind). Die Analogie zum gewöhnlichen Petitionswesen geht nicht auf und kann in der Studie überhaupt nur erwogen werden, weil die Verfasserin die vorhandenen Quellen und Literatur zu oberflächlich nutzt. Nur ein Beispiel zur Illustration. S. 609 bemerkt Gräf: „Das Verfahren der Zusammenstellung von Einzeltexten zu derartigen Sammelrollen ist im Rahmen der Veröffentlichung von Reskripten bekannt und gut belegt. Es lässt sich zum Beispiel bei M. Sempronius Liberalis (158-159) bis hin zu C. Calvisius Statianus (170-171) beobachten.“ Die Zahlen in den Klammern bezeichnen die Amtsjahre, in denen die beiden Genannten jeweils *praefectus Aegypti* waren, was für den nicht spezialisierten Leser vielleicht eine nützliche Hintergrundinformation gewesen wäre. Die beiden Administratoren werden von Rudolf Haensch in seinem Aufsatz über die

² Zur komplexen Klauseltechnik Fleury XI-XIV.

Bearbeitung von Petitionen in Ägypten genannt, um eine zeitliche Eingrenzung für eine Experimentierphase zu geben, in der Petitionen, die an dieselbe Bearbeitungsstelle weitergeleitet wurden, zu *tomoi synkollesimoi* zusammengeklebt wurden. Da sich die Praxis nicht als arbeitssparend erwies, wurde sie unter Calvisius Statianus wieder aufgegeben.³ Für die Arbeitsweise in den Scrinien der spätantiken Reichszentrale sagt dieses hochkaiserzeitliche kurze Intermezzo, das nur eine Provinz betraf und wegen Misserfolgs nicht weiter verfolgt wurde, nichts aus.

So bleibt bei entsprechend kritischer Musterung der (eingestandenermaßen zahlreichen) Analogien und Substitutionsbelege wenig übrig. Ein generelles Problem der Arbeit kann in diesem Zusammenhang exemplarisch benannt werden: Die Verfasserin hat zu viel Aufwand an Gegenstände verschwendet, die für ihre Argumentation keinen Ertrag haben. So wird in dem umfangreichen Kapitel 8 („Textgattung“; 481-616) viel Material und Darstellungsraum aufgewendet, um unter anderem zu zeigen, dass der Text des ARB *kein* Lehrbuch, *keine* Rede oder *kein* Brief ist. Natürlich ist er das nicht. Nur was ist er, generisch betrachtet? Die Auflösung des Rätsels wird 608-616 ohne nennenswerte Literatur- oder gar Quellenbasis nachgeschoben. Die Verfasserin stellt sich vor, dass der ARB eine Mustersammlung von Vorschlägen gewesen sei, die der „Bereich ‚Vorschlagswesen‘“ (eine „Stelle, die in einer Umbruchszeit besondere Relevanz besessen haben könnte“: 625) publiziert habe, um den Untertanen eine Anleitung an die Hand zu geben, wie administrative Vorschläge formal zu gestalten seien („ein spezialisiertes Muster für beratende Eingaben“: 616).

Nun ist es wohlfeil, überraschende und nicht ins aktuelle Forschungsbild passende Ideen abzukanzeln und das Skurrile eines Vorschlags herauszustreichen. Gerade die spätantike Publikationspraxis hält jedoch tatsächlich so manche Skurrilitäten bereit; es genügt, an die *Historia Augusta* zu erinnern oder die antichristlichen, im Wesentlichen textgleichen Eingaben der unter Maximinus Daia zwischen 311 und 313 stehenden *civitates*: die Existenz dieser zentral vorgestanzten Petitionen erschien, solange nur der Bericht des Eusebius existierte,⁴ wenig plausibel, ehe der Inschriftenfund von Arykanda⁵ ihre Authentizität bestätigte. Es scheint demnach ratsam, über die Anregungen Gräfs noch weiter nachzudenken, das augenscheinlich Verfehlete auszuscheiden und die Spuren zu überdenken, die in eine richtige Richtung

³ R. Haensch, Die Bearbeitungsweisen von Petitionen in der Provinz Aegyptus, ZPE 94 (100), 487-546, hier 493-495.

⁴ *Historia ecclesiastica* 9,7,3-14.

⁵ IK Arykanda 12.

führen könnten. Die Numeruswechsel in den Anreden sind tatsächlich nicht ganz einfach zu erklären, und die Überlieferungsmilieus (etwa im *Codex Spirensis* mit einer Vielzahl hauptsächlich administrativer Fachliteratur) liefern möglicherweise Indizien über die ursprüngliche Einordnung des Texts. Als Mustertext ist das *opusculum* des ARB diesen Konzessionen zum Trotz ungeeignet: Das Springen von Plural zum Singular in der Anrede (vgl. *praefatio* 4) erklärt sich vielleicht als stilistische Idiosynkrasie, aber doch wohl kaum als Formularvorgabe. Ganz abgesehen davon, dass die gewagte Bemerkung an dieser Stelle, es sei erlaubt, einem Kaiser mit Rat zur Seite zu springen, da ihm bei seinen Untersuchungen der praktische Nutzen (manchmal?) verborgen bleibe, auf ein selbstbewusst auftrumpfendes Individuum schließen lässt. Dass von administrativer Seite Untertanen vorgeschlagen wurde, den Kaiser dermaßen von oben herab zu belehren, ist nicht besonders plausibel. Auch ist die Substanz der Vorschläge häufig so ungewöhnlich, dass diese sich zur allgemeinen Instruktion darüber, wie man einen Vorschlag bei Hofe einreichen soll, nicht eignen: man denke nur an die kluge Entlarvung der konstantinischen Geldpolitik, die nicht weniger als an ein *arcanum imperii* rührte (cap. 2). Wahrscheinlich stammt, wie ja meist angenommen, Literatur dieses Typs (Vegetius, Cassiodor, Johannes Lydus) von hochrangigen Honoratioren, die Gegenstände ihrer (vormaligen) Tätigkeit als literarisches Sujet für sich entdeckten. Soweit ich sehe, gibt es – im Gegensatz zu den innerhierarchischen *suggestiones*⁶ – keine einzige Anregung aus dieser Vorschlagsliteratur, die jemals umgesetzt wurde.

Prof. Dr. Armin Eich
Universitätsprofessor für Alte Geschichte
Bergische Universität Wuppertal
Fachbereich A – Geschichte
Gaußstraße 20
D-42119 Wuppertal
E-Mail: aeich@uni-wuppertal.de

⁶ Vgl. nur W. Ensslin, *Die Anerkennung von Anregungen, suggestiones, hochgestellter Amtsträger in Kaisererlassen. Ein Beitrag zum Verständnis des Timesitheus-Bildes in der Vita Gordiani*, in: Studi in onore di A. Calderini e R. Paribeni, Milano 1956, 313-323.

Étienne WOLFF (Hg.), *La réception d'Ausone dans les littératures européennes. Textes réunis et édités, avec le soutien de l'Université Paris Nanterre et le laboratoire Arscan. Scripta Receptoria Bd. 15. Bordeaux: Ausonius Éditions 2019, 374 S.*

Der Sammelband vereinigt – nach der alphabetischen Aufzählung der „Auteurs“ und ihrer Herkunft (S. 5), dem Inhaltsverzeichnis („Sommaire“: 7f.)¹ sowie dem „Avertissement“ (S. 9–15) des Herausgebers Étienne Wolff – 18 Referate, die von insgesamt 19 Forschern (Beitrag Nr. 7 hat zwei Autoren) auf dem ‚internationalen‘ (doch s. dazu unten) Kolloquium unter demselben Titel am 26. und 27. Oktober 2017 an der Universität Paris Nanterre gehalten sein wollen.² Gegliedert sind sie chronologisch nach vier Epochen: Spätantike ([in der Zählung des Rez.:] Nr. 1–2: zwei Beiträge), Mittelalter (Nr. 3–4: zwei Beiträge), Renaissance (Nr. 5–14: zehn Beiträge) und Neuzeit („Époque contemporaine“; Nr. 15–18: vier Beiträge). Es sind dies im Einzelnen (mit [Ergänzungen] des Rez.):

1. Jean-Louis Charlet, *La réception d'Ausone par Claudien* (19–24)
2. Marco Onorato, *L'arte della concinnatio da Ausonio a Sidonio Apollinare* (25–63)
3. Frédéric Duplessis, *Diffusion et réception médiévales des épigrammes d'Ausone consacrées à Diogène* (67–83)
4. Luciana Furbetta, *De Paul Diacre [Paulus Diaconus] à Alain de Lille [Alanus ab Insulis]: aperçus de recherche sur la présence cachée d'Ausone dans le Moyen Âge (textes, intertextes, contextes)* (85–114)
5. Armando Bisanti: *Petrarca e Ausonio* (117–135)

¹ Die Titel des Inhaltsverzeichnisses weichen durch mangelhafte redaktionelle Koordination teilweise in Schrifttyp (Kursivierung) und sogar Wortlaut (Nr. 6, 10, 13, 17) von den Überschriften der Beiträge selbst ab (die Verwirrung komplett machen die Seitenüberschriften; Rez. folgt den Aufsatz-Überschriften); Rez. fragt sich auch, ob angesichts des ‚Serienfehlers‘ der deutschen Ausoniusforschung (das zu *Ausones* gehörige *Ausonius* als falsch gebildetes Adjektiv zum Substantiv *Ausonius*, statt *Ausonianus*) das französische „ausoniennes“ richtig ist.

² Siehe dazu unten. – Erst durch Lektüre des vorliegenden Bandes erfuhr der Rez. von dem Vorgängerband: Étienne Wolff (Hg.): *Ausone en 2015: bilan et nouvelles perspectives*. Paris: Institut des Études Augustiniennes (Collection des études augustiniennes. Série Antiquité, Bd. 204). Paris 2018. 404 S. ISBN: 978-2-85121-294-8. € 55,00

6. Elena Cazzuffi, Un'integrazione sulla circolazione umanistica del *Ludus septem sapientum* (137–146)
7. Camille Bonnan–Garçon und Gaëtan Lecoindre, *En aspice lusus* [Sannazar, s. S. 154]. Sannazar, lecteur d'Ausone? Le jeu de la citation dans les *Eclogae Piscatoriae* (147–160)
8. Sara Fascione, *Si bene quid facias, facias cito* [Epigr. 94,1]. Gli 'adagi' di Ausonio (161–171)
9. Virginie Leroux, Des Césars romains aux Césars germaniques: fortune de *Caesares* d'Ausone chez Caspar Ursinus Velius, Georgius Sabinus et Jacobus Micyllus (173–188)
10. Hélène Cazes, Les Renaissances du *Centon Nuptial* d'Ausone: une poétique de la réception pour une œuvre ouverte (189–208)
11. Stefano Di Brazzano, L'influsso degli epigrammi *ex Graeco* di Ausonio sulle traduzioni latine di epigrammi planudei nei secoli XV e XVI (209–289)
12. Marisa Squillante, *Elapsam disces me tibi de manibus* [Epigr. 13,6]. Un',occasione' inafferrabile [„nicht greifbar'] (291–300)
13. Florence Garambois–Vasquez, La postérité des épigrammes d'Ausone sur Écho et Occasion (301–313)
14. Sylvie Laigneau–Fontaine, L'Ausone du *sodalitium Lugdunense* (315–331)
15. Marie–Françoise Caumont, Une étape dans la fortune de la *Bissula* d'Ausone dans la littérature contemporaine: le roman de Felix Dahn (335–342)
16. Andrea Balbo, Scrittori tradotti da scrittori (e disegnatori). Giuseppe Ponticcia e Leo Lionni alla prese con la *Mosella* di Ausonio (343–359)
17. Giampiero Scafoglio, Ausone e Bissula dans le roman *Danubio* de Claudio Magris (361–369)
18. Étienne Wolff, *Le testament d'Ausone* de Marc Petit (371–374).

Die Niederschriften, deren Qualität naturgemäß unterschiedlich ist (Rez. zählt, auch gestützt auf ‚In der Kürze liegt die Würze‘, die beiden letzten mit zu den besten), können hier nicht im Einzelnen besprochen werden (bedauerlicherweise, zumal für Rezensenten, fehlen auch *Abstracts*). Daher wurden exemplarisch die beiden Spitzenpositionen (Nr. 1: Jean-Louis Charlet, Spätantike; und Nr. 18: Étienne Woff, Neuzeit) ausgewählt; auf Mittelalter/Renaissance musste, vor allem aus Gründen der Kompetenz bzw. Inkompetenz (*ne supra crepidam sutor*), verzichtet werden.

Nr. 1 (Spätantike): Für einen Vergleich des Ausonius (ca. 310–394) mit Claudian (um ca. 400) dürfte wohl niemand so prädestiniert sein wie Charlet, zumal nach seiner zweisprachigen Gesamtausgabe des Letzteren (Band I–IV in 5 Bd., Paris 1991–2018)³ und anderen Vorarbeiten (s. S. 24). Charlet warnt zunächst zu Recht davor, bestimmte, zumeist hexametrische, Versschlüsse (wie *florente iuventa, tectusque galero, castumque cubile; commune decus, gelidi fontes, fas habere, somnia falsa/porta eburna*), die sich bei beiden fänden, auf Abhängigkeit Claudians zurückzuführen; diese gehörten zumeist der literarischen *Koine* an (z.B. Horaz, Silius Italicus, *Moretum*, Catull, Vergil, Valerius Flaccus, Seneca, Statius; dazu Homer); möglich, nicht sicher seien Fälle wie *frontis honorem* (doch schon Statius), *ducens ab origine gentem* (schon Silius); sehr wahrscheinlich Fälle wie *gremium pacis* (*Ordo urb. nob.* 30; zweimal Claudian; ‚grüne Algen/weiße Perlen‘ (*Mos.* 69 f.: zweimal Claudian); *lascivi Fauni* (*Mos.* 177; zweimal Claudian); Schwimmbewegungen eines Fisches (*silurus*/Stör: *Mos.* 139; Waal: Claudian, *In Eutrop.* 2,430); Nemesis als *Rhamnusia* (*Epist.* 24,44 [= 23–24,52 Dräger]; Claudian, *Bell. Get.* 631).

Echte *aemulatio* aber zwischen den ‚Hofpoeten‘ Ausonius (Gratian) und Claudian (Honorius) sieht Charlet in drei Werken des Ausonius: 1. (christliche) *Versus paschales*: Vorlage für Claudian, *Carm. min.* 32 (*De salvatore*); 2. *Gratiarum actio* 13: Gratian als ‚Inkarnation‘ der römischen Institutionen („*unus mihi omnia Gratianus*“): (gemäß Charlet 22:) ‚polemisch‘⁴ aufgenommen durch Claudian, *Paneg. Honorio sextum consuli* 5–10; dazu *Grat.* 25 durch *Paneg. Honorio quartum consuli* 641f.); am deutlichsten 3. bei einem literarischen Thema („*retractatio*

³ Eine solche fehlt für das Deutsche m.W. auch für den zweiten hier behandelten spätantiken Autor, Sidonius Apollinaris, zwei zugegebenermaßen ‚schwere Brocken‘. Die meisten Claudian-Stellen finden sich spätestens aber schon im ‚klassischen‘ Ausonius-Kommentar von Hosius (danach Green, Dräger und andere); bei den Forschern, die ein eigenes Rezeptionskapitel haben (Green 1991, XXXII–XL; Dräger 2002, 300–307 = 2004, 114–121; Selzer, *Der Neue Pauly*, Suppl. 7, 2010, 159–172), ist Claudian nur ein Name.

⁴ Charlet 22: „*Claudian me paraît polémique avec Ausone*“: Das bedürfte einer gründlicheren Auseinandersetzung mit Charlets in Anm. 25 genannten Arbeiten, als Rez. (in dessen Komm. wie auch z.B. bei Green diese Claudianstellen fehlen) sie hier führen kann.

littéraire“) im Zeitgeschmack bzw. in der Ästhetik der Zeit: *Mosella*: 59f.: Beschreibung der Durchsichtigkeit des Wassers der Mosel als Vorlage für den See *Pergus* auf Sizilien in *De raptu Proserp.* 2,114–117. – Auch wenn *fast alle loci similes* Claudians von den Ausonius-Kommentatoren natürlich längst ‚gefunden‘ worden sind, ist ihre zumeist auf nachvollziehbarem Urteil fußende Zusammenstellung durch Charlet ein Gewinn.

Nr. 18 (Neuzeit): Einer witzigen Erfindung ist der kurze Schlussbeitrag (371–374) des Herausgebers Wolff selbst gewidmet: dem ‚Testament des Ausonius‘ des zeitgenössischen französischen Dichters Marc Petit (*1947), der, als Absolvent einer *École Normale supérieure* ohnehin klassisch gebildet, seinen antiken Kollegen fiktive Briefe an lebende oder bereits tote Zeitgenossen schreiben lässt, inspiriert vermutlich durch den Roman *Le testament de Virgile* (2017) von Isabelle Chrétien⁵. Acht Briefe (Nr. 2–9) richten sich an Ausonius’ Großvater Arborius, seine mütterliche Tante Hilaria, seine Gattin Sabina; an Gratian, Symmachus (Führer der heidnischen Senatsopposition), Vergil; an Bissula und an Paulinus (den späteren *Nolanus*); die Spitzenpositionen nehmen „Soleil“⁶ (Nr. 1) und „pays à naître“ (Nr. 10) ein, aufeinander bezogen auch durch denselben Anfangssatz (S. 11 = S. 143: „Les cris des bateliers [‚Schiffer‘] résonnent au loin sur le fleuve immense, dans ...“). Seine Quellen nennt Petit als (vielfältig hervorgetretener: Poesie, Romane, Erzählungen, Novellen, Essays, Übersetzungen etc.; s. die Verlagswerbung bei Petit, nach S. 153) Dichter erwartungsgemäß nicht; das besorgt sein ‚Referent‘ Wolff: Es sind in erster Linie die ausonianischen Werke selbst (*Parentalia*, *Professores Burdigalenses*, *Epistulae*, *Bissula* u.a.); mitunter auch Auszüge aus Werken der Adressaten (Vergil, *Georgica* 2,490–496; *Eclogae* 4; 9,13f.; Symmachus, *Relatio* 10 [Streit um den Victoria-Altar]; Paulinus: dessen *Epistulae* 10–11) oder andere Quellen (für den Brief an Gratian: Ammianus Marcellinus und Plutarch, *Moralia*; an Symmachus: Prudentius, *Contra Symmachum*; *Historia Augusta*, *Alexander Severus*).

Beide, Petit und Wolff, kennen ‚ihren‘ Ausonius von Grund auf, ja haben ihn verinnerlicht, auch wenn Wolff eingestehen muss (373), die Quelle zweimal nicht identifizieren zu können (Petit 92, 136f.) – wo auch der Rez. nicht weiterhelfen kann. – Zweimal deckt Wolff (373) ‚minimale Irrtümer‘ bei Petit auf (89: Verwechslung des Symmachus mit Augustinus; 130: falsche Chronologie in Paulinus’ Leben). – Hier muss der Rez. allerdings auf eine weitere Unrichtigkeit Petits hinweisen: Spricht dieser doch (133f.) beim Vergleich der Liebe des

⁵ Da der Rez. Chrétiens Roman nicht kennt, kann er auch nicht die naheliegende Vermutung verifizieren, ob vielleicht eine Beziehung besteht zu Hermann Brochs Roman *Der Tod des Vergil* (1945, später u.a. auch auf Französisch).

⁶ Hier musste selbst der Rez. zunächst in seinem *Index verborum* (III 852) nachschlagen, worauf dieser Brief sich stützen könnte (*Eclogae*, *Precationes*; vgl. *De herediolo*).

Christen Paulinus zu *einem* Gott gegenüber Ausonius' ‚heidnischer‘ Liebe zu „le divers, le multiple, l'infinie variété des formes et des couleurs“ mit Hinweis auf den Fischkatalog der *Mosella* (V. 85–149) gleich zweimal von „quatorze sortes (bzw. espèces) de poissons“: Es sind jedoch, mit dem *silurus* (Stör, nicht Wels) fünfzehn (7+7+1, also hebdomadisch), wie schon die literarische Vorlage, Vergils Katalog der 15 Reben (*Georg.* 2,89–108; nicht-hebdomadisch) mit teils denselben Worten, einmal wirklich beweist (s. die Komm. und andere Arbeiten des Rez.).⁷

Geschrieben sind die fiktiven Briefe in der Regel in Prosa (teils mit den indirekt schon genannten Verseinlagen), nur einmal (Sabina) durchgängig in (französischen) freien Versen. Wolff konstatiert wohl mit Recht, dass Petit einen ähnlichen Stil mit erlesenen Wörtern wie sein Adressat Ausonius schreibt (soweit ein deutscher Rez. das beurteilen kann).

Über die Intention seiner von Wolff zu Recht gelobten ‚Fiktion‘ schreibt der Autor selbst: „Das Buch ist zwar kein historisch-kritisches Werk, sondern eine Fiktion, Ergebnis eines jahrelangen, mit Phantasie gemischten Nachdenkens über Leben, Lieben und Dichten des Ausonius. – In diesem Briefroman wird ein ganzes Kapitel der schwäbischen Bissula gewidmet, wie ich sie nachgeträumt (und – gelebt) habe – eine rein subjektive Empfindung, eher platonisch als priapisch.“⁸

Im Folgenden seien noch ein paar grundsätzliche kompositionelle respektive ‚ökonomische‘ Bemerkungen erlaubt:

Erfahrungsgemäß wird außer den Rezensenten wohl kaum jemand ein solch kompaktes Buch mit ungezählten Textzitaten und insgesamt über eintausend Anmerkungen von vorn bis hinten oder auch nur epochenweise durchlesen; eher wird der an einem bestimmten Werk des Ausonius Arbeitende sich für die Rezeption gerade dieses Werkes interessieren. Dazu ist es aber nicht nur notwendig, dass dieser Titel möglichst schon in der Überschrift erscheint, sondern auch zumindest vorteilhaft, dass die Titel in alphabetischer Auflis-

⁷ Auf eine diesbezügliche Mail des Philologen wie andere Versuche der Kontaktaufnahme (s. auch nächste Anm.) hat Petit (als Dichter, d.h. als Künstler?) nicht reagiert. – Anlässlich der heidnischen Vielfalt erwähnt Petit 133 auch „la théorie de Platon sur les essences“: Für Aufklärung wäre der Rez. dankbar.

⁸ So in einem in perfektem Deutsch (Petit war Dozent für *littérature allemande* an der Universität Tours) verfassten Brief vom 8.1.2018, mit dem er dem Rez. das gerade in Bordeaux frisch erschienene Werk quasi als *strena* (s. Ausonius, *Epist.* 18,4) übersandte. – Der vom Rez. erwartete Hinweis auf seinen Aufsatz „Bissula – Eliza – Lolita: Priap als Sprachlehrer“ (in dieser Zeitschrift 4, 2001, 187–219) findet sich im Literaturverzeichnis (368) des vorhergehenden Beitrags (Nr. 17: Scafoglio).

tung aufgeführt werden, so dass etwa *Bissula* am Anfang, die *Mosella* ungefähr in der Mitte und die (noch überhaupt nicht berücksichtigten) christlichen *Versus paschales* gegen Ende zu stehen kämen; die mehrere Werke behandelnden oder den ganzen Ausonius betreffenden Titel könnten in einer gesonderten Rubrik („Allgemein“) zusammengefasst werden.⁹ Das sähe für den vorliegenden Band so aus:

Allgemein, einschl. *Avertissement: Av.*, Nr. 1, 2, 4, 5, 14, 18 (= 7 Beiträge)

Bissula: Nr. 15, 17 (= 2, dazu 3 in „Ausone en 2015“)

Caesares: Nr. 9

Cento nuptialis: Nr. 10

Eclogae: Nr. 7

Epigrammata: Nr. 3, 8, 11, 12, 13 (= 5, dazu 2 in „Ausone en 2015“)

Ludus septem sapientum: Nr. 6

Mosella: Nr. 16.

Apropos „gehalten sein wollen“: Notorisch ist ja bei Tagungs-Sammelbänden die Diskrepanz zwischen mündlicher und danach schriftlich eingereichter und publizierter Fassung: Kaum vorstellbar ist die Vortragsform bei Nr. 11 (Überlänge von 81 Seiten, fast ausschließlich lateinisch-griechische Zitate mit italienischer Übersetzung) sowie bei Nr. 6 und Nr. 7 (komplizierte Überlieferungsgeschichtliche und textkritische Probleme, denen man schon beim Lesen, geschweige denn beim Zuhören, nur mit Mühe folgen kann). Hier bedarf es zum ‚Wachhalten‘ schon besonderen didaktischen Geschicks.

Auch wird man angesichts des obigen Überblicks (Nr. 1–18) kaum von der beanspruchten ‚Internationalität‘ reden können: sieben Beiträge auf Italienisch, der Rest auf Französisch; die in Europa bzw. in der EU meist gesprochenen Sprachen Deutsch und Englisch, einschließlich ihrer *speaker*, sind gar nicht vertreten (beispielsweise war der Rezensent eingeladen, konnte aber nicht teil-

⁹ Ansätze dazu im Vorgängerband (wie Anm. 2) durch Scheidung von „I. Études portant sur plusieurs œuvres d’Ausone“ und „II. Études portant sur une œuvre particulière d’Ausone“; doch ein System in der Anordnung der einzelnen Referate ist nicht erkennbar.

nehmen). Da heute so überbewertet, sei wenigstens am Rande angemerkt: Gendermäßig steht es bei 19 Referent(inn)en fast halbe-halbe (neun Frauen).

Naturgemäß enthält der Band – neben wenigem Griechisch – viel Latein, ebenso leider naturgemäß auch viele Druckfehler in beiden Sprachen (außer Betracht bleiben hier französische und italienische Orthografie) – besonders ärgerlich, wenn Errata sinnenstehend (s. schon 147 Anm. 1 „Solonus“), zudem unmetrisch sind oder sonstwie eine Übersetzung gänzlich unmöglich machen¹⁰; ebenso ärgerlich irreführende Stellenangaben (*passim*).

Für einen – durchaus wünschenswerten – dritten Band („Ausone: bilan 2019/2020“?) ergäben sich somit an einen Herausgeber folgende sieben Forderungen:

1. statt der (in beiden Bänden) manchmal bis zum Überdruß traktierten ‚kleinen‘ Formen (*Bissula; Epigrammata*) Berücksichtigung der noch gar nicht behandelten Werke (wie *Ad patrem de suscepto filio; Commemoratio professorum Burdigalensium; De herediolo; De rosis nascentibus* [doch s. Wolff 12f.]; einzelne *Eclogae* und *Epistulae; Ephemeris; Epicedion in patrem; Epitaphia; Griphus ternarii numeri; Ordo urbium nobilium; Parentalia; Pater ad filium; Praefationes; Precationes; Protrecticus ad nepotem; Technopaegnion; Versus paschales*) – kurz: breitere Repräsentanz;
2. alphabetische Anordnung der Beiträge nach Werktiteln (s. oben);
3. *Abstracts* ([s. oben]; zu spät kommt die in manchen Beiträgen zu findende *conclusion*, z.B. 81f.);
4. Verszahlen links vom Vers; wenn rechts, dann unmittelbar nach Ende des längsten Verses;

¹⁰ Griechisch: z.B. S. 28; 161 Anm. 6; 249 Anm. 36; 275; 323 Anm. 42 *bis*; 326 Anm. 52 *bis*; 328 Anm. 60 falsche Versabgrenzung. – Lateinisch: z.B. S. 13,4; 32 lies *orando* statt *arando*; 39 *cum* statt *eum*; 101; 138; 147 Anm. 1; 161 Anm. 6/9; 162; 181 *crediderim* oder *credideram* statt *crediderum*; 182 *hoc* statt *hos*; *aliquid* statt *aliquis*; 183; 193 Anm. 12; 204; 213,16; 246 Anm. 121; 256; 271; 283 *ter* s.v. Erasmus; 285–289 *passim*; 295; 308; 328 viermal *disces* Green statt *dices*; 296 *reliqueram*; 303 *imitabilis* statt *inimitabilis*; 306 *artificis* statt *artificiis*; *cur ego* [Wort vergessen] *negem*; 318 *dono* statt *dona*; 323 ergänze zu *nunc canis*; 269 keine oder 351 falsche Versabgrenzung. – *Passim* fehlen Einrückungen von griechischen oder lateinischen Pentametern.

5. Gesamt-Literaturverzeichnis statt (19,) sich oft überschneidender Einzel-Bibliografien (die, im vorliegenden Fall von einer bis zu zehn Seiten reichend, sich auf 50 Seiten summieren);
6. Namen- und Sachindices (fehlen im vorliegenden Band, der mit der letzten Seite 374 des letzten Beitrags abrupt mit zwei Leerseiten endet);
7. breitere Repräsentanz (Internationalisierung) auch der Forschung (in nunmehr zwei Bänden schreiben ausschließlich (eine Kanadierin mitinbegriffen) Franzosen und Italiener – teils dieselben und oft über dasselbe Ausonius-Werk).

Dr. Paul Dräger
Bahnstraße 12 A
D-54331 Oberbillig bei Trier
E-Mail: paul.draeger@uni-trier.de

Marco VITALE, Das Imperium in Wort und Bild. Römische Darstellungsformen beherrschter Gebiete in Inschriftenmonumenten, Münzprägungen und Literatur. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2017, 374 S.

Das anzuzeigende Buch beruht auf der Habilitationsschrift des Schweizer Alt-historikers Marco Vitale, die 2012 an der Universität Zürich angenommen wurde. In dieser Forschungsschrift untersucht der Autor systematisch die spätrepublikanische und kaiserzeitliche Darstellung des römischen Imperiums sowohl in literarischen als auch in bildlichen Medien. Durch die Analyse der Reichsrepräsentation eruiert er, inwiefern die Römer ihre eigene Macht- und Einflussphäre wahrnahmen und konzipierten, und erörtert damit verbunden die Motive, Zwecke und Interessen für die textuelle und abbildende Wiedergabe des Imperiums. Hierfür zeigt er nicht nur die verschiedenen Entwicklungen und Charakteristika der Darstellungsformen auf, sondern verfolgt auch die Unterschiede zwischen den verwalteten Gebieten (z.B. zwischen Provinzen, verbündeten Städten und royalen Dynastien) und die abweichenden Perspektiven auf das Reich in Zentrum und Peripherie. Seine Studie umfasst den Zeitraum von der Mittleren Republik bis zur beginnenden Spätantike im 4. Jh. n.u.Z. und greift dabei neben den Methoden der historischen Forschung häufig auf ihre Hilfswissenschaften, wie die klassische Philologie, die Epigraphik, die Numismatik und die Archäologie, zur Bearbeitung der Fragestellung zurück.

In der Einleitung erklärt Vitale Fragestellung, Quellenlage, Aufbau sowie Methoden seiner Arbeit und bindet hierfür ebenfalls unter kritischer Betrachtung bisher gängige Forschungsthese zu seinem Thema ein. Weiterhin führt Vitale aus, dass er sich allein schon bedingt durch die problematische Quellenlage überregional und über einen breiten Zeitraum mit verschiedenen Medien der Imperiumsdarstellung auseinandersetzt, damit er diesen umfassenden Komplex in seiner Arbeit analysieren und erfassen kann. Andernfalls wären Forschungslücken und Fehlschlüsse vorprogrammiert, wie er an vorherigen Ansätzen der historischen Forschung demonstriert: Hierzu gehört der Irrtum, dass Personifikationen unterworfenen Völker und Länder vor allem Analphabeten als Zielgruppe hätten oder dass bestimmte Medien nur bestimmte Gesellschaftsschichten ansprächen (S. 19-21). Der weit verbreitete Lapsus, dass die Provinzpersonifikationen stets weiblich seien, wird durch seine fundierte Quellenrecherche widerlegt. Genauso wurden das Geschlechts- pendant und weitere Darstellungsmuster für solche Personifikationen genutzt (S. 32-37). Er dokumentiert nicht nur das breite Spektrum an Symbolen für solche Wiedergabeparadigmen, sondern demonstriert auch die Vieldeutigkeit ausgewählter Zeichen, die viel zu häufig auf einzelne Inhalte reduziert werden.

Exemplarisch sind dafür die *exuviae Elephantis*, welche laut seinen Rechercheergebnissen neben einem Bezug zu Alexander dem Großen auch symbolisch für die Polis Alexandria, das Königreich Numidien, den Kontinent Afrika oder die Provinz *Africa proconsularis* stehen konnten (S. 38f.). An derlei Beispielen verdeutlicht der Autor, dass er nicht nur die einzelnen Darstellungsformen beherrschter Gebiete jeweils für sich genommen betrachten kann, sondern es essentiell für seine Arbeit ist, dass er lokale, topische, politische und historische Kontexte analysiert, damit sowohl die Medienwahl als auch die Darstellungslogik nachvollzogen werden kann.

Das zweite Kapitel setzt sich mit der Darstellungslogik römischer Reichsdarstellungen auseinander. Dafür verfolgt und analysiert Vitale chronologisch verschiedene literarische und bildliche Darstellungen unterworfenen Gebiete von der späten Republik bis zur Zeit der Severer. Anstatt sich hierbei um eine quantitative Aufnahme zu bemühen, behandelt er exemplarisch einzelne Fälle en détail und arbeitet deren spezifische Charakteristika heraus. Dies führt zu interessanten und erkenntnisreichen Diskussionsbeiträgen, die sich mit ganz verschiedenen historischen Phänomenen und Regionen auseinandersetzen. Hierzu gehören Exkurse zum Triumph von Pompeius Magnus, zum Theater des jüdischen Königs Herodes, numismatische Besprechungen der antoninischen Provinzserien, Diskussionen zu den *formulae provinciarum* oder die philologische Analyse des Begriffes ΝΟΜΟΣ und dessen Verwendung durch den Historiker Cassius Dio. An seiner vielfältigen Auswahl zeigt der Autor nicht nur die verschiedenen Formen der Anwendung und Instrumentalisierung von Gebietspersonifikationen auf, sondern entwickelt auch weiterführende Ideen und Ansätze zu einzelnen Analyseabschnitten.

Unter anderem hat seine ikonographische Auswertung gezeigt, dass Gebietspersonifikationen auf Münzen nicht nur Provinzen sondern auch Siegesorte und besiegte Völker bzw. einzelne besiegte Führer adressieren konnten (S. 56-59). Spannend ist auch die Beobachtung, dass manche Darstellungen des Imperiums und besiegter Territorien von Augustus und den nachfolgenden Kaisern monopolisiert wurden (S. 62-73; S. 140-148). Dies eröffnet neue Einblicke in die kaiserliche Bildpolitik und bereichert dahingehende Untersuchungen, wie man sie aus Zankers Klassiker „Augustus und die Macht der Bilder“¹ kennen mag.

Trotzdem verbleiben einige Punkte in diesem Abschnitt problematisch. An vielen Stellen werden die Termini Reichsgrenze und Reichsgebiet zur Kategorisierung genutzt, allerdings ohne dass eine Auseinandersetzung mit der dazugehörigen Forschungsproblematik stattfindet. Oft wirkt es so, als würde

¹ Zanker, Paul: Augustus und die Macht der Bilder. München 1990.

Vitale die Provinzgrenzen mit den Reichsgrenzen gleichsetzen, obwohl er später zurecht darauf verweist, dass auch die *reges socii et amici populi Romani* zum römischen Machtbereich gehörten (S. 281). Da nur an wenigen Stellen im *imperium sine fine* der Prinzipatszeit tatsächlich physische sowie ideelle Grenzen existierten² und es höchst umstritten ist, inwiefern neben den Provinzen auch andere politisch abhängige Gebiete zum Reichsgebiet gezählt werden müssen,³ wäre eine Vertiefung dieser Begriffe hilfreich, um noch besser die verschiedenen Ebenen der Darstellungslogiken des Imperiums zu erfassen und wiederum zwischen diesen klare Grenzen zu ziehen. Ein daraus resultierendes Interpretationsproblem zeigt sich bei der Besprechung des Sebasteions von Aphrodisias. Hier versucht der Autor einen Forschungsansatz von Davina Lopez zu dekonstruieren, welche behauptet, dass der Begriff *gens* bzw. ἔθνος in der Literatur des 1. Jh. n.u.Z. sich vornehmlich auf Völkerschaften bezog, die unter römischer Verwaltung standen.⁴ Dies negiert Vitale mit Verweis auf die Inschriften des Sebasteions, wobei er die hier aufgezählten *ethne* der *Araboi*, *Dakoi* und *Bosporoi*, die außerhalb des Provinzraumes lagen, als von Rom administrativ unabhängige Gemeinwesen versteht (S. 96). Diese Ansicht verwundert, denn die Klientelkönigreiche der genannten Völker waren wohl spätestens ab augusteischer Zeit von Rom und dessen Kaisern politisch und administrativ abhängig. Besonders anschaulich ist dies bei den bosporanischen Königen, die laut einigen Inschriftenfunden nach Rom reisten, um sich vom aktuellen Kaiser legitimieren zu lassen, und in der Heimat ihre Abhängigkeit vom römischen System offen darstellten.⁵ Ähnlich zeigen Forschungen zu Südarabien, dass nach der Aelius-Gallus-Expedition arabische Völker in Abhängigkeitsverhältnisse zu Rom geraten waren und der politische und ökonomische Einfluss der Quiriten in dieser Region nachweisbar ist.⁶ Ebenso

² Vgl. Whittaker, Charles R.: *Roman Empire. A Social and Economic Study*. London 1994, S. 26-30; Whittaker, Charles R.: *Rome and its Frontiers: the Dynamics of Empire*. London, New York 2004, S. 46.

³ Vgl. Baltrusch, Ernst: *Außenpolitik, Bünde und Reichsbildung in der Antike*. München 2008, S. 153; Wendt, Christian: *Sine Fine. Die Entwicklung der römischen Außenpolitik von der späten Republik bis in den frühen Prinzipat*. Berlin 2008, S. 143-150.

⁴ Siehe Lopez, Davina C.: *Before your very eyes: Roman imperial Ideology, Gender constructs and Paul's Inter-Nationalism*. In: Penner, Todd; Stichele, Caroline Vander (Hg.): *Mapping Gender in Ancient Religious Discourses*. Leiden, Boston 2007, S. 116f.

⁵ Vgl. Heinen, Heinz: *Zwei Briefe des bosporanischen Königs Aspurgos (AE 1994, 1538). Übersehene Berichtigungsvorschläge Günther Klaffenbachs und weitere Beobachtungen*. In: ZPE 124, 1999, S. 133-142; Heinen, Heinz: *Romfreunde und Kaiserpriester am Kimmerischen Bosporos. Zu neuen Inschriften aus Phanagoreia*. In: Coskun, Altay (Hg.): *Freundschaft und Gefolgschaft in den auswärtigen Beziehungen der Römer*. Frankfurt am Main 2008, S. 189-208.

⁶ Vgl. Speidel, Michael A.: *Ausserhalb des Reiches? Zu neuen lateinischen Inschriften aus Saudi-Arabien und zur Ausdehnung der römischen Herrschaft im Roten Meer*. In: ZPE 163, 2007, S. 296-306; Speidel, Michael A.: *'Almaqah in Rom? Zu den Beziehungen zwischen*

gibt es für Dakien gewichtige Indizien, dass dort im frühen Prinzipat von Rom eingesetzte *reges socii et amici* herrschten.⁷ Bedenkt man, dass bereits Strabon, den auch Vitale später zitiert (S. 284), unter den zu administrierenden Besitz des *princeps* sowohl Provinzen als auch Königreiche zählt⁸ und die vorher genannten Völker in eindeutiger Dependenz standen, so erscheint es doch fraglich, ob man derartige Gebiete wirklich vom Reichsgebiet und anderen administrativ eingebunden Völkern separieren kann. Folglich erscheinen auch die gezogenen Grenzen in Vitales Darstellungslogik diskussionswürdig und bieten Potenzial für nachfolgende Untersuchungen.

Auch für Forschungsfragen anderer Historiker zur Imperiumskonzeption sind Vitales Beobachtungen interessant, obwohl diese in der Habilitation nicht behandelt und nicht erwähnt werden. Erwähnenswert sind dazu Erich Gruen und Arthur Eckstein, die sich mit der Frage beschäftigt haben, ab wann die Stadtrömer sich selber als Herren eines (Welt-)Reiches wahrnahmen. Ihre Analyse der antiken Literatur ergab, dass diese Geisteshaltung in der ausgehenden Republik und in den Anfängen des frühen Prinzipats begann.⁹ Vitales Ergebnisse scheinen diese These zu verifizieren, denn seine Resultate zu Pompeius (S. 50-55) und Augustus (S. 62-73) zeigen, dass unter diesen Persönlichkeiten anhand von Personifikationen unterworfenen Völker erstmalig auch visuell derartige (Welt-)Reichskonzepte verhandelt und propagiert wurden. Ferner harmonisieren seine Ergebnisse auch mit der Imperiumstheorie des israelischen Historikers Yuval Noah Harari, für den Imperien zwei wichtige Charakteristika haben: Unabhängig von der tatsächlichen Größe der politischen Ordnung definiert sich ein Reich erstens durch die Herrschaft über mehrere Völker und zweitens über seine flexiblen Grenzen, die immer weitere Völker und Gebiete

dem kaiserzeitlichen Imperium Romanum und Südarabien im Spiegel der dokumentarischen Überlieferung. In: ZPE 194, 2015, S. 241-258; Speidel, Michael A.: Freundschaft und Fernhandel. Zu Roms amici an den Handelsrouten nach Südarabien und Indien. In: Orbis Terrarum 14, 2016, S. 171-174; Coert, Jean: Karib'il Watar Yuhan'im I., König von Saba und Himyar. In: Coskun, Altay (Hg.): Amici Populi Romani 08. Waterloo, Ontario 2018, S. 273f.

⁷ Vgl. Oltean, Ioana A.: Dacia. Landscape, Colonisation, Romanisation. London, New York 2007, S. 50-52.

⁸ Strab. 17, 3, 24-25 C839-840 „ταύτης δὲ τῆς συμπάσης χώρας τῆς ὑπὸ Ῥωμαίοις ἢ μὲν βασιλεύεται, ἢν δ' ἔχουσιν αὐτοὶ καλέσαντες ἐπαρχίαν, καὶ πέμπουσιν ἡγεμόνας καὶ φορολόγους. [...] τὰς δὲ ἄλλας ἐπαρχίας ἔχει Καίσαρ, ὧν εἰς ἃς μὲν πέμπει τοὺς ἐπιμελησομένους ὑπατικοὺς ἄνδρας, εἰς ἃς δὲ στρατηγικούς, εἰς ἃς δὲ καὶ ἰππικούς: καὶ βασιλεῖς δὲ καὶ δυνάσται καὶ δεκαρχαὶ τῆς ἐκείνου μερίδος καὶ εἰσὶ καὶ ὑπῆρξαν αἰεί.“

⁹ Vgl. Gruen, Erich S.: The Hellenistic World and the Coming of Rome. Berkeley 1984, S. 273-287. Eckstein, Arthur: What is an empire and how do you know when you have one? Rome and the Greek States after 188 BC. In: Paul Burton (Hg): Culture, Identity and Politics in the Ancient Mediterranean World. Papers from a Conference in Honour of Erich Gruen. Canberra 2013, S. 173-190.

in dieses Reich einverleiben können.¹⁰ Beide Merkmale kann Vitale durch seine Studien von der Triumviratszeit bis zum 4. Jh. n.u.Z. nachweisen, denn die römische Herrschaft über eine Vielzahl besiegter, unterworfenen und administrierter Völker und die Potenz, neue Völker und Territorien zu unterjochen, wird mannigfach in den von ihm behandelten Quellen thematisiert. Damit hat er wichtige Attribute der römischen Reichskonzeption bestätigt und zum Teil auch neu aufgedeckt.

Das letzte Kapitel des Buches widmet sich der Genese und Entwicklung von Provinzpersonifikationen von der späten Republik bis zum 4. Jh. n.u.Z. Beginnend mit der sizilischen Triskeles verfolgt und untersucht Vitale detailliert die einzelnen Personifikationssymbole der Provinzen (u.a. im größeren Maße zu *Aegyptus*, *Asia* und *Italia*). Dazugehörig ist eine vertiefende und aufschlussreiche Beschäftigung mit den Unterschieden zwischen den Darstellungsparadigmen von Kriegsgefangenen und Personifikationen, die an Caesars Gallien-Prägungen und den flavischen Münzserien im Kontext des Jüdischen Krieges erklärt werden. Im Hinblick auf die hohe Kaiserzeit beschäftigt sich der Autor auch mit den Heimatprägungen der Kaiser und der Entwicklung der Gebietspersonifikationen hin zu militärisch geprägten Motiven. Zusätzlich erforscht Vitale auch die parallel hierzu erscheinenden Selbstdarstellungen der Provinzbewohner in der Peripherie. Zuletzt behandelt er noch die Darstellungsarten abhängiger Gebiete jenseits der Provinzen. Hierzu gehören vor allem Darstellungen besiegter Könige und der Einsetzung bzw. Bestätigung romtreuer Dynasten. Ebenso gelangen dem Autor aber auch interessante Einblicke in die mediale Wiedergabe der Parther und Sassaniden.

Viele neue Erkenntnisse bietet Vitales letzter Teil zu den Klientelkönigreichen des Imperiums. Zurecht verweist er darauf, dass bislang eine umfassende Besprechung der Darstellung derartiger Dynasten und ihrer Herrschaftsgebiete aus Sicht der Römer vollkommen fehlt (S. 281). Eine komplette Betrachtung kann auch der Autor nicht nachholen – wäre dies doch schon allein ein riesiges und ambitioniertes Projekt –, dafür aber in selektierten Vergleichen bereits wichtige Beobachtungen diesbezüglich machen und wichtige Forschungsimpulse setzen. So zeigt er, dass es in der Republik und im frühen Prinzipat weder auf Münz- und Reliefdarstellungen noch in Inschriften und Münzlegenden wesentliche Unterschiede zwischen römischen Verbündeten, Freunden und eroberten Provinzen gab (S. 282). Dies eröffnet neue Perspektiven auf die bisher anhand antiker Literatur vielfach diskutierte Frage, ob Klientelkönige gleichermaßen wie Provinzen als Bestandteile des Reiches aufgefasst wurden,

¹⁰ Harari, Yuval Noah: Eine kurze Geschichte der Menschheit (übersetzt von Jürgen Neubauer). München ²⁸2015, S. 233.

wie es exemplarisch Sueton andeutet.¹¹ Neu ist auch die Erkenntnis, dass zum Teil römische Reichsprägungen von den Bildmotiven auswärtiger Freunde beeinflusst wurden (S. 312). Das ist ein weiterführender Kontrast zu den bisherigen Forschungen, die nur den römischen Einfluss auf royalen Münzprägungen untersucht haben.¹²

Zum Schluss folgt ein Resümee. Neben der Auflistung der Zwischenbefunde stellt Vitale seine Konklusionen tabellarisch (mit den Kategorien „Typus Personendarstellung“, „Münzlegenden“, „zeitliche Schwerpunkte“ und „administrativer/politischer Status“) zusammen. Hier konstatiert er sieben verschiedene Typen von Personendarstellungen: 1. Bewaffnete Krieger, 2. Kriegsgefangene, 3. Prominente Kriegsgefangene, 4. Götterdarstellungen, 5. Personifikationen, 6. Klienteldynast und 7. Objekt- und Tiersymbole. Für diese unterschiedlichen Typen hält der Autor verschiedene Charakteristika und Anwendungen in Bezug auf die Darstellung des Imperiums fest. An einige letzte analytische Gedanken schließt sich die Konklusion an, dass sich die Darstellungen des Imperiums in der Zeit zwischen den Flaviern und Antoninen auf die Wiedergabe administrativer Einheiten, wie Provinzen, beschränkt hätten und somit nur den ‚Ist-Zustand‘ des Reiches zeigten. Hingegen seien die Darstellungen des Imperiums vor und nach diesem Zeitraum vor allem auf militärisch hinzugewonnene bzw. bedrohliche Völkerschaften fokussiert und weniger am Bestand des Reiches interessiert gewesen (S. 334). Zuletzt folgen ein Abbildungs- und Literaturverzeichnis und ein Sachindex.

Zusammenfassend bleibt festzuhalten, dass Vitale durch die Bearbeitung seiner Fragestellung fruchtbare Beobachtungen und Impulse für die Forschung erzielen konnte. Sowohl die Resultate der detailreichen Einzelanalysen als auch die großen Konklusionen des Werkes bieten ergiebiges Material für Historiker, Archäologen und Philologen. Insbesondere die neuen Erkenntnisse zu Roms Beziehungen zu seiner Peripherie, dessen Relevanz für die literarische und bildliche Kultur der Tibermetropole und die daraus resultierende Kon-

¹¹ Vgl. Suet. Aug. 48. Zur Diskussion und Interpretation dieser Quellenstelle in Bezug auf die Stellung romfreundlicher Dynasten vgl. Syme, Ronald: *The Roman Revolution*. Oxford 1956, S. 365f.; Braund, David: *Client Kings*. In: Braund, David (Hg.): *The administration of the Roman Empire 241 BC – AD 193*. Exeter 1988, S. 77f.; Baltrusch, Ernst: *Außenpolitik, Bünde und Reichsbildung in der Antike*. München 2008, S. 67.

¹² Exemplarisch sind dafür numismatische Studien von Karsten Dahmen und Torsten Bendschus. Vgl. Dahmen, Karsten: *With Rome in Mind? Case Studies in the Coinage of Client Kings*. In: Facella, Margherita und Kaizer, Ted (Hg.): *Kingdoms and Principalities in the Roman Near East*. Stuttgart 2010, S. 99-112; Bendschus, Torsten: *Münzen als Medium der Herrschaftskommunikation von Kleinkönigen im hellenistischen Osten. Die Königreiche von Kappadokien, Pontos, dem Regnum Bosporanum, Armenien und Komagene im Hellenismus und in der frühen Kaiserzeit*. Rostock 2017, S. 329-348.

zeption für das Imperium sind bemerkenswert. Zukünftige Forschungen zu diesen Themen werden wohl schwerlich ohne die Ergebnisse dieses Buches auskommen.

Jean Maximilian Coert
Universität Bremen
Institut für Europastudien
Universitätsboulevard 13
D-28359 Bremen
E-Mail: jean.coert@uni-bremen.de

Nora BÜCHSENSCHÜTZ, Iberische Halbinsel und Marokko. Repertorium der christlich-antiken Sarkophage Bd. 4, Wiesbaden: Reichert 2018, 241 S., 69 s/w-Taf.

Die Publikation des vierten Bandes des Repertoriums der christlich-antiken Sarkophage hebt zwei seit langem in der christlichen Sarkophagforschung bestehende Desiderate auf: Erstens schließt sie an den bereits 2003 veröffentlichten dritten Band an,¹ und zweitens behandelt sie seit 1975² zum ersten Mal wieder monographisch die Stücke der spätantiken Hispania. Dabei werden neben den spätrömischen Importsarkophagen auch die lokalen oder aus anderen Werkstätten stammenden Sarkophage diskutiert, sowie neue bzw. bisher unpublizierte Funde integriert.³

Die Arbeit setzt sich aus einem für ein Repertorium langen Textteil (141 S.) und einem Katalog mit 154 Einträgen zusammen. Im Katalog finden sich für jedes Objekt Angaben zu Maßen, Material, Fundort, eine Kurzbibliographie, eine ikonographische und stilistische Beschreibung sowie Indikationen zur Datierung und Herkunft. Die behandelten Sarkophage datieren vom ausgehenden 3. Jh. bis in die zweite Hälfte des 6. Jhs. Der Textteil enthält eine Einleitung (S. 1-24) mit Fragestellungen zur Werkstatt, zum Stil und zur Ikonographie, sowie sieben Kapitel, die sich mit den Herkunftsmöglichkeiten der Sarkophage befassen.⁴ Die Konzeption des Textes verrät bereits, dass der Schwerpunkt der Arbeit auf der Provenienzdiskussion der Sarkophage liegt.

Die vorgenommene Strukturierung des Katalogs erschwert die sinnvolle Auseinandersetzung mit den Sarkophagen. Zum einen erfolgte die Katalogisierung in alphabetischer Reihenfolge der Aufbewahrungsorte, anstatt archäologische Kriterien anzuwenden.⁵ Insbesondere weil die vorliegende Arbeit auf

¹ B. Christern-Briesenick, Repertorium der christlich-antiken Sarkophage 3. Frankreich, Algerien, Tunesien (Mainz 2003).

² M. Sotomayor, Sarcófagos romano-cristianos de España (Granada 1975). Er nahm die Katalogisierung der damals 40 bekannten stadtrömischen Importstücke vor.

³ Zum ersten Mal hier publiziert: Nr. 17, 22, 23, 24, 25, 27, 28, 29, 30, 32, 40, 103, 106, 117, 126, 127, 128, 129, 139, 131. Bei den meisten dieser Einträge handelt es sich um Fragmente.

⁴ Stadtrömische Importe (25-46), Das Phänomen „emigrierter Fachkräfte“ (47-67), Lokale Kopien nach römischen Vorbildern (68-93), Unabhängige lokale Werkstätte (94-116), Italienische Importe (117-120), Nordafrikanische Importe (121-133), Gallische Importe (134-136).

⁵ Vgl. die ideale Einteilung der Exemplare im Rep. II. J. Dresken-Weiland, Repertorium der christlich-antiken Sarkophage 2. Italien mit einem Nachtrag Rom und Ostia, Dalmatien, Museen der Welt (Mainz 1998). Den Vorteil der Anordnung nach Gruppen typologischer und chronologischer Zusammengehörigkeit hat auch Engemann in seiner Rezension zum

die Herkunftsproblematik der Stücke fokussiert ist (S. 1), hätte eine Präsentation nach Sarkophagtypen und -gruppen leichter das Herstellen von Zusammenhängen zugelassen. Die Besprechung der diversen Werkstätten und Gruppen im Textteil korrespondiert somit nicht mit dem Katalog und erschwert dementsprechend dessen Handhabung, da die parallelen Exemplare zum Teil an weit auseinanderliegenden Stellen im Katalog erläutert werden. Zum anderen werden viele Sarkophage mit nicht dezidiert christlicher Ikonographie oder nicht figuraler Thematik aufgenommen,⁶ womit nicht nur eine Diskussion der christlichen Bildbedeutung größtenteils ausgespart wird, sondern der vorliegende Katalog auch eine große Divergenz zu den vorangehenden Repertoria aufweist. Zwar werden die betreffenden Stücke im Katalog mit einem „*“ markiert, aber die Argumente, die deren Integration rechtfertigen sollen, sind größtenteils nicht nachvollziehbar und methodisch fragwürdig. So meint Büchsenschütz etwa an mehreren Stellen, wenn die Exemplare nicht sicher pagan seien, könnten sie genauso gut christlich sein, oder sie identifiziert einen christlichen Charakter eines Stückes infolge scheinbar stilistischer Zugehörigkeit zu sicher christlichen Objekten (S. 14, 17, 18, 69, 78, 190, 195, 197, 197, 198, 200, 211, 213). Eine intensivere Erörterung der Transformationsprozesse der Spätantike wäre für eine so wichtige Publikation, wie sie ein Repertorium der christlich-antiken Sarkophage darstellt, wünschenswert gewesen – zumal diese Überlegungen in der Forschung auch gerade in Hinblick auf die Sarkophagplastik bereits getätigt wurden.⁷ Büchsenschütz ignoriert offensichtlich die Literatur zur spätantiken Sarkophagplastik, die sich mit Stil, Ikonographie und Auftraggeber befasst. Angesichts dieser bibliographischen Lücken, die viele wichtige Veröffentlichungen umfassen, verwundert es nicht, dass Büchsenschütz sich im ersten Satz der Einleitung darüber mokiert, dass in der Auseinandersetzung mit der christlichen Sarkophagplastik die spätantike Hispania

Rep. II besonders herausgestrichen: J. Engemann, in: *Journal für Kunstgeschichte*, Bd. 3, Nr. 4 (1999) 341.

⁶ Nr. 4, 9, 14, 23, 25, 30, 31, 32, 38, 59, 60, 65, 69, 71, 78, 79, 83, 91, 95, 96, 97, 99, 102, 103, 106, 118, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 133, 135, 139, 141, 146, 148, 151, 154 (hier auch Stücke aufgelistet, die von Büchsenschütz nicht mit einem „*“ markiert wurden).

⁷ S. dazu die wichtigen Veröffentlichungen von J. Dresken-Weiland, die alle in der vorliegenden Arbeit fehlen. Bspw. J. Dresken-Weiland, *Sarkophagbestattungen des 4. & 6. Jahrhunderts im Westen des Römischen Reiches* (Città del Vaticano 2003); J. Dresken-Weiland, *Bild, Grab und Wort. Untersuchungen zu Jenseitsvorstellungen von Christen des 3. und 4. Jahrhunderts* (Regensburg 2010). An mehreren Stellen vermisst der Leser die Besprechung der Hypothesen von J. G. Deckers: J. G. Deckers, *Vom Denker zum Diener. Bemerkungen zu den Folgen der konstantinischen Wende im Spiegel der Sarkophagplastik*, in: B. Brenk (Hg.), *Innovation in der Spätantike: Kolloquium Basel* (Wiesbaden 1996), 137-172. Im Rahmen der Rezension wird in Bezug auf die Auflistung zusätzlicher, fehlender Literatur selbstverständlich keine Vollständigkeit angestrebt.

weitgehend unbeachtet geblieben sei (S. 1).⁸ Betreffend der Aufnahme der nicht dezidiert christlichen Exemplare bleibt zu erwähnen, dass es in der Forschung der christlichen Sarkophagplastik weniger um die „Diversität möglicher Ausdrucksformen“ geht (S. 15),⁹ sondern vielmehr um die Frage, wie ein Auftraggeber in der Spätantike seine christliche Gesinnung manifestieren wollte. Problematisch ist, dass für Büchschütz viele der nicht christlichen Exemplare aufgrund einer Spätdatierung als mögliche christliche Ausdrucksformen gelten.¹⁰

Ein weiterer negativer Effekt der fehlenden Konsultierung der relevanten Forschung in Kombination mit der dürftigen Auseinandersetzung mit bekannten Sarkophagen außerhalb der Hispania zeigt sich gerade darin, dass Büchschütz mehrmals in Bezug auf die Ikonographie von ihren Erkenntnissen aus den besprochenen Exemplaren ihres Kataloges auf falsche Allgemeingültigkeit für die christlich-antiken Sarkophagplastik schließt.¹¹ Für ein Standardwerk, wie es ein Repertorium der christlich-antiken Sarkophage sein sollte, ist dies nicht tragbar. Zum Beispiel ist die Vermutung von Büchschütz, dass sich die typologische und ikonographische Entwicklung auf Deckeln deutlich langsamer und weniger eindeutig entwickelte als auf Sarkophagkästen, nicht korrekt (S. 42-43). Gerade im ausgehenden 3. Jh. erscheinen die christlichen Szenen nämlich häufiger auf Deckeln als auf Kästen. Durch den christlichen Deckel wurde ein Kasten mit paganer Ikonographie für ein christliches Begräbnis akzeptabel.¹² Des Weiteren weiß Büchschütz zwar, dass jedes Stück in seiner Szenenwahl ein Unikat ist (S. 11), attestiert dann aber dennoch vielen Sarkophagen ikonographisches Sondergut und eine einmalige Szenenauswahl,

⁸ Teilweise verrät ebenso das benützte Vokabular („Jahreszeiten-Christus“, „schöner Stil“), dass Büchschütz sich vor allem auf die ältere Literatur stützt (S. 19, 29, 34, 49, 59, 66, 67, 159, 172, 174).

⁹ Die Hypothese, die Sarkophage mit weder bekanntem Grabungskontext noch christlicher Inschrift, christlicher Ikonographie, christlichem Kontext oder sicherer Datierung könnten ebenso eine Ausdrucksform eines Christen gewesen sein, bringt die Forschung nicht weiter. Nur jene paganen Kästen, die entweder eine christliche Inschrift oder einen Deckel mit einer christlichen Ikonographie tragen, können auch sicher einem Christen oder einer Christin zugeordnet werden.

¹⁰ Man gewinnt den Eindruck, dass Büchschütz die Spätdatierung aufgrund der christlichen Zuordnung vornimmt, was natürlich nicht stimmen kann. Die Datierung muss folgerichtig für diverse Einträge überprüft werden, bspw.: Nr. 60, 61, 62, 69, 71, 72, 87.

¹¹ Zu den ikonographischen Themen fehlt praktisch immer eine literarische Angabe.

¹² Bspw. Sarkophagkasten mit Dionysosdarstellung und einem christlichen Deckel (Rep. I 972): Dresken-Weiland 2003 (wie Anm. 7), 50, 52, 235. Dieses Phänomen lässt sich auch noch zu Beginn des 4. Jhs. in Zusammenhang mit den Jagdsarkophagen feststellen, vgl. den Sarkophag aus Osimo, Rep. II 185.

welche auf eine Produktion außerhalb Roms weisen sollen (S. 10, 48-49).¹³ Dass dieses Prinzip nicht stimmen kann, zeigt die Tatsache, dass auch wenn gewisse ikonographische Gesetzmäßigkeiten bei den stadtrömischen Sarkophagen feststellbar sind, diese dennoch eine enorme Diversität zeigen, die mehrheitlich auf den Einfluss der Käufer zurückgeführt werden kann.¹⁴

Im Folgenden werden nur einige Beispiele zur problematischen, an die Ikonographie gekoppelten Provenienzzuweisung genannt.¹⁵ So lässt sich am Riefelsarkophag aus Barcelona (Nr. 5) stilistisch nicht schlüssig entscheiden, ob er aus einer stadtrömischen oder italischen Werkstatt stammt (S. 118). Die Zusammenstellung der Szenen als Hauptargument gegen eine stadtrömische ist absurd,¹⁶ wenn man bedenkt, dass die Oransfigur im Zentrum von Riefelsarkophagen, deren Nebenfelder mit christlichen Szenen belegt sind, regelmäßig vertreten ist.¹⁷ Beim Riefelsarkophag in S. Feliu in Girona (Nr. 53) folgt Büchschütz der Meinung von G. Koch, dass, solange keine Verbindung zu den stadtrömischen Sarkophagen vorkonstantinischer Zeit nachgewiesen werden kann, eine spätere Datierung und eine lokale Werkstatt angenommen werden muss (S. 168).¹⁸ Bei einer solchen Problematik müsste man die Art der erwarteten Verbindung spezifizieren. Der Friessarkophag ebenfalls in S. Feliu in Girona (Nr. 55) zeigt die auf Sarkophagen singuläre Darstellung Christi, der auf den Löwen und den Basilisken tritt, durch welche der lokale Entstehungskontext gesichert sein soll (S. 56-57, 170). Die Behauptung von Büchschütz, dass das Instrumentarium der Triumphalikonographie noch nicht zur Verfü-

¹³ Diese Formel „Sondergut“ = „Provenienz außerhalb von Rom“ ist zu vermeiden, da es in Stadtröm entgegen der Annahme von Büchschütz (S. 12) kein „Basisschema“ gibt.

¹⁴ Zu den konstantinischen Friessarkophagen: H. G. Thümmel, Ikonographisches Sondergut der constantinischen Sarkophagplastik, in: G. Koch (Hg.), Akten des Symposiums Frühchristliche Sarkophagplastik (Mainz 2002) 239-245; J.-P. Caillet, Note sur la cohérence iconographique des sarcophages des décennies 320-340, in: G. Koch (Hg.), Akten des Symposiums Frühchristliche Sarkophagplastik (Mainz 2002) 41-44.

¹⁵ Es geht an dieser Stelle nicht um eine Besprechung der Provenienz an sich. Vielmehr soll aufgezeigt werden, dass die Argumentation von Büchschütz nicht stichhaltig ist.

¹⁶ Dies gilt auch für folgende Exemplare: Nr. 5, 14, 46, 47, 54, 55, 56.

¹⁷ M. Studer-Karlen, Verstorbenenendarstellungen auf frühchristlichen Sarkophagen (Turnhout 2012) 126-132.

¹⁸ G. Koch, Frühchristliche Sarkophagplastik (München 2000) 321. Am Rande sei noch bemerkt, dass, obschon Büchschütz mehrmals notiert, dass die vermeintlich lokalen Sarkophagen, die nach konstantinischem Modell gefertigt wurden, später als ihre Vorbilder datiert werden müssten, sie diese dennoch alle ins 1. Drittel des 4. Jhs. setzt. Den Riefelsarkophag (Nr. 53, 1. Drittel 4. Jh.) datiert sie als vermeintliche Nachahmung aber bewusst später als die Vorbilder in Rom (Ende 3. Jh.). Dies wird wohl auch der Grund für die Datierung eines Deckelfragmentes in Mérida (Nr. 84) in die erste Hälfte des 4. Jhs. gewesen sein, das aber eher in die Zeit um 300 gehört. Auch hier wäre mehr Konsequenz nötig. In der Besprechung der Datierungsproblematiken lässt Büchschütz diesen Aspekt aus (S. 13).

gung stand (S. 33, 56-57, 67), entbehrt jeder Grundlage, wenn man den frühen zweizonigen Riefelsarkophag aus Rom (Rep. I 241) sowie die frühen Friessarkophag aus Florenz (Rep. II 19) und Arles (Rep. III 32) hinzuzieht.¹⁹ Dagegen wären Ausführungen zum raren Motiv mit Hilfe von Vergleichsbeispielen auf anderen (wenn zum Teil auch späteren) Medien sicher gewinnbringend gewesen.²⁰ Dasselbe gilt für die Szene der Apostelfürsten vor Nero auf dem Friessarkophag in Madrid (Nr. 73). Weder ein Volksglaube noch ein eindeutiger Indikator für ein lokales Auftragswerk lässt sich zweifelsfrei aus der Szene lesen (S. 11, 53-54, 182), zumal ein Vergleich mit dem Baumsarkophag in Saint-Victor in Marseille lohnend gewesen wäre (Rep. III 297). Büchschütz bemerkt nur kurz (S. 57), dass die Leserichtung auf dem singulären Susanna-Sarkophag (Nr. 56) von rechts nach links verläuft und bleibt eine Erklärung schuldig. Auch vergisst sie hervorzuheben, dass bei diesem Stück in Girona (Nr. 56) Christus Daniel ersetzt (S. 57, 170). Im übertragenen Sinn kann die Handauflegung Christi bzw. die Freisprechung stärker auf das jenseitige christliche persönliche Totengericht bezogen werden.²¹ Und auch im Mittelfeld des Riefelsarkophages im Museo Nazionale in Rom (Rep. I. 781) könnte zumindest aufgrund der Physiognomie angenommen werden, dass sich die Danielfigur mit Christus deckt.²² Diese zweite beabsichtigte Bedeutungsschicht im Bildzyklus bezieht sich auf den Verstorbenen. Fälschlicherweise wird das selten vorkommende Quellwunder des Moses auf den Sarkophagen als eindeutig lokale Erfindung erklärt (S. 32, 188). Dass dies nicht der Fall sein muss, hat bereits J. Dresken-Weiland nachgewiesen.²³ Obschon beim Friessarkophag aus Zaragoza (Nr. 150) eine stilistische Verwandtschaft zum „Brüder-Sarkophag“ (Nr. 43) erkannt wird, soll dieser aufgrund des ikonographischen Sonderguts nicht von einer stadtrömischen Werkstatt hergestellt worden sein (S. 65, 221). Daher nimmt Büchschütz eine Ausführung durch emigrierte Fachkräfte an (S. 47-67).²⁴ Diese nicht überzeugende Theorie der emigrierten Fachkräfte gründet auf der unbegreiflichen Annahme, dass ein realistisches Szenario der Kommunikation eines solchen Auftrages in

¹⁹ Zu diesen Sarkophagen s. z.B. Deckers (wie Anm. 7) 137-184; Studer-Karlen (wie Anm. 17) 202-205.

²⁰ Die Verbildlichung von Ps. 91, 13 kommt in der Spätantike relativ selten vor, so z.B. auf diversen Lampen, im Baptisterium der Orthodoxen sowie im erzbischöflichen Palast in Ravenna. Vergleiche zu anderen Medien werden in der ganzen Arbeit nicht angestrebt, so fehlt bedauerlicherweise jeder Bezug zur Ikonographie in den Katakomben.

²¹ D. Korol, Handauflegung II (ikonographisch), in: RAC, 13 (1986) 515-516; Ch. Boehden, Der Susannasarkophag von Gerona. Ein Versuch zur typologischen Deutung des Susannenzyklus, in: RömQ, 89 (1994) 8, 24-25.

²² Studer-Karlen (wie Anm. 17) 182.

²³ Dresken-Weiland 2010 (wie Anm. 7) 124-132.

²⁴ Emigrierte stadtrömische Handwerker vermutet Büchschütz noch für folgende Stücke: Nr. 53, 54, 55, 56, 58, 73, 149, 150.

die Hauptstadt ohne eine persönliche Anwesenheit des Auftraggebers nicht vorstellbar sei (S. 11, 48, 51). Spekulativ ist auch die Behauptung der Vorlage eines illuminierten Codex für gewisse besondere Bilder, wie etwa für die Darstellung des Evangelisten auf einem heute verschollenen Fragment (S. 109-110, 222).²⁵ Vergleichbare Evangelistendarstellungen in Ganzfigur mit Schreibinstrument finden sich aber generell erst ab dem 6. Jh., womit eine Datierung des Fragmentes ins 4./5. Jh. obsolet ist.

Wenn das Zentrum des Interesses der Arbeit schon auf der Werkstattfrage liegt, stellt man mit Bedauern fest, dass gerade viele der lokalen Stücke nicht datiert wurden.²⁶ Hinsichtlich der Fokussierung auf die Werkstatt muss noch hinzugefügt werden, dass Büchschütz von einer stark gestiegenen Nachfrage der Sarkophagplastik ab christlicher Zeit ausgeht (S. 7-8, 10). Die Anzahl der christlichen Produktion nimmt zu, aber nicht die Fabrikation der Sarkophagplastik an sich im Vergleich zur vorgängig paganen.²⁷ Die immer noch bestehende Forschungslücke, die die absoluten Zahlen sowie den Prozess der Sarkophagproduktion betreffen, wird von Büchschütz kaum besprochen bzw. nur einseitig ausgewertet. So folgen auf dieser falschen Basis zu allgemeine Aussagen zur „Bazar-Industrie“ der konstantinischen Sarkophagplastik (S. 7-10).²⁸

Des Öfteren vermisst der Leser eine fundierte Kenntnis der spätantiken Ikonographie sowie einen guten Überblick über die Sarkophage außerhalb der Hispania. Zum Beispiel zweifelt Büchschütz an der schon länger in der Forschung bekannten Feststellung, dass der bärtige Begleiter bei der Anbetung der Magier der Prophet Balaam sein muss, auch wenn er nicht hinter dem Thron von Maria steht (S. 70).²⁹

²⁵ Nr. 153, zudem wird derselbe Sachverhalt für Nr. 72 angenommen. Der Evangelist auf Nr. 153 ist nicht Markus, sondern Lukas.

²⁶ Nr. 9, 12, 65, 83, 92.

²⁷ Koch (wie Anm. 18) 3-5; H. Brandenburg, Das Ende der antiken Sarkophagkunst in Rom. Pagane und christliche Sarkophage im 4. Jahrhundert, in: G. Koch (Hg.), Akten des Symposiums Frühchristliche Sarkophage (Mainz 2002) 19-39.

²⁸ Büchschütz verhandelt die Studie von K. Eichner, Die Produktionsmethoden der stadtrömischen Sarkophagfabrik in der Blütezeit unter Konstantin, in: JAChr, 24 (1981) 85-113, hinsichtlich der Werkstattfragen zwar, integriert aber nicht seine neueren Erkenntnisse: K. Eichner, Technische Voraussetzungen für die Massenproduktion von Sarkophagen in konstantinischer Zeit, in: G. Koch (Hg.), Akten des Symposiums Frühchristliche Sarkophage (Mainz 2002) 73-79. Was fehlt, sind zudem seine Resultate in Bezug auf den Herstellungsprozess der Sarkophage.

²⁹ Ein Vergleichsbeispiel zu Nr. 16 ist Rep. I 803. Der fehlende Stern könnte auch aufgemalt gewesen sein. Hier ließe sich noch die fehlende Besprechung weiterer Bilder hinzufügen, so etwa die mangelnden Diskussionen in Bezug auf die sogenannte „Traditio Legis“ (S. 88-90).

Ich möchte noch auf zwei Probleme zu sprechen kommen, die beide die Bildbedeutung der christlichen Sarkophage tangieren. Bei beiden Aspekten gewinnt man den Eindruck, dass Büchschütz mindestens 50 Jahre Forschung ignoriert hat. Der erste Punkt betrifft die nicht präsente Diskussion zum „Guten Hirten“. Dass im 3./4. Jh. nicht jeder dargestellte Schafträger ein „Guter Hirte“ ist, sollte spätestens seit Klauser bekannt sein.³⁰ Auch die jüngere Sarkophagforschung hat diesen Zusammenhang mehrmals erörtert.³¹ Erst die Hirtendarstellungen auf Sarkophagen um 400 können je nach Kontext eventuell mit Christus gleichgesetzt werden,³² dies ist aber bei der Mehrzahl der hispanischen Stücke nicht der Fall.³³ Dagegen kann der im Zentrum dargestellte Schafträger auf dem lokalen Figuralsarkophag in Écija, Sta. Cruz (Nr. 48), mit Christus assoziiert werden. Die Figur wird mit einer Beischrift in griechischen Lettern gerahmt. Die Transkription von Büchschütz ist allerdings falsch (S. 164), es muss „ΠΥΜΗ-N“ gelesen werden.³⁴ Ähnlich wie beim Hirten widersetzt sich Büchschütz einer Diskussion „über die Bedingungen der Übernahme und mögliche Bedeutungsebene“ der Mahlszene (S. 10), nimmt dann aber auch Mahlszenen ohne christlichen Kontext aufgrund der Beispiele, die die Mahlszene in Kombination mit christlichen Szenen zeigen, in den Katalog auf (Nr. 148). Dabei wird negiert, dass es Mahlszenen auch im paganen Kontext gibt und ohne weitere christliche Szenen nun mal nicht entschieden werden kann, ob eine neutrale Szene christlich konnotiert war.³⁵

Der zweite Punkt betrifft die Verstorbenenendarstellungen. An mehreren Stellen spricht Büchschütz an, dass sich die Einflussnahme des Käufers komplex

³⁰ T. Klauser, Studien zur Entstehungsgeschichte der christlichen Kunst, I in: JAChr, 1 (1958), 20-51; T. Klauser, Studien zur Entstehungsgeschichte der christlichen Kunst, VI, in: JAChr, 6 (1964), 75; T. Klauser, Studien zur Entstehungsgeschichte der christlichen Kunst, 8/9 (1965/1966) 126-170; T. Klauser, Studien zur Entstehungsgeschichte der christlichen Kunst, 10 (1967) 82-120. Die Arbeiten von Klauser fehlen in der Bibliographie. Büchschütz (S. 18) rechtfertigt die Aufnahme der rein bukolischen Sarkophage mit Hirten „durch diese ikonographisch identischen Wiedergaben von Hirte und Guter Hirte“, die die enge Verwandtschaft zwischen paganer und christlicher Ikonographie deutlich mache. Auf einem lokalen Fragment aus Tarragona (Nr. 119) deutet Büchschütz eine Figur in Tunica und Pallium und mit Schafen auf dem Boden fälschlicherweise als Variante des Guten Hirten (S. 123, 205).

³¹ Vgl. etwa Dresken-Weiland 2010 (wie Anm. 7) 77-95. Hauptsächlich ist es das Fehlen ikonographischer Besonderheiten des Schafträgers, die bei einer Gleichsetzung mit Christus zu erwarten wären.

³² S. zu den Beispielen, Studer-Karlen (wie Anm. 17) 77-80.

³³ Nr. 14, 15, 18, 149.

³⁴ Falsche Lesung: „ΠΥΛΛΗ-N“. „ΠΥΜΗ-N“ steht für ποιμήν (Hirte).

³⁵ N. Zimmermann, Zur Deutung spätantiker Mahlszene: Totenmahl im Bild, in: G. Danek / I. Hellerschmid (Hgg.), Rituale – Identitätsstiftende Handlungskomplexe (Wien 2012) 171-185.

präsentiert (S. 8, 10-11, 47, 50). Daher ist es außerordentlich erstaunlich, dass sie weder die relevante Literatur zu den Verstorbenen auf Sarkophagen zu Rate zieht, noch diesen Aspekt für die vorgestellten Objekte vertieft. An dieser Stelle seien nur ein paar Beispiele dazu genannt. Büchschütz kommt zum Schluss, dass das Bedürfnis der Selbstrepräsentation auf den hispanischen Stücken „nicht greifbar“ sei (S. 51).³⁶ Bei der Interpretation zur Oransfigur sind gravierende Fehler festzustellen. So soll es sich bei den Oransfiguren auf christlichen Sarkophagen um Allegorien handeln, die keine personalisierten Gesichtszüge tragen (S. 60, 63). In der Strukturierung einer Front soll die Oransfigur als „Formzitat“ verwendet worden sein (S. 68, 71). Und sobald die Oransfigur aus dem Zentrum verschoben ist, habe sie ihre formale Funktion als optischer Bezugspunkt verloren (S. 75, 219). Es verhält sich aber vielmehr so, dass die Oransfigur in der konstantinischen Sarkophagproduktion zum mit Abstand beliebtesten Bild der Grabinhaber avancierte. Sie nimmt meist eine hervorgehobene Stellung ein und erhält nicht selten individualisierende Kennzeichen.³⁷ Auf einem Riefelsarkophag aus dem Ende des ersten Viertels des 4. Jhs. in Barcelona (Nr. 5) ist der Gestus ihrer beiden Begleiter verändert: Sie halten hier wie auf dem Vergleichsbeispiel in San Clemente a Casauria (Rep. II 96) jeweils einen erhobenen Oberarm der Oransfigur (S. 117-118, 144-145). Gegen die Vermutung, hier sei die Szene Susanna zwischen den Alten abgebildet, spricht, dass einer der Begleiter unbärtig ist und somit nicht als alter Mann bezeichnet werden kann. Der Gestus der beiden Begleiter lässt sich als eine Unterstützung der Seele des oder der Verstorbenen im Gebet verstehen. Die Darstellungen der Oransfigur sowie der „Receptio Animae“ auf dem Friessarkophag in Sta. Engracia in Zaragoza (Nr. 149) verweisen ebenfalls auf die sichere Aufnahme des verstorbenen Mädchens im Paradies.³⁸ Die Loculusplatte in flachem Relief im Museo I Necròpolis Paleocristians in Tarragona (Nr. 118) ist ein Export aus Karthago und datiert an den Anfang des 5. Jhs. Die Riefelplatte besitzt fünf Felder. Während Büchschütz den barfüßigen Mann in Tunika und Toga im Mittelfeld als Verstorbenen unter Anspielung auf seinen durch Bildung gehobenen Status versteht, erfahren die beiden Oransfiguren in den Seitenpanelen, die mittels ihrer Kleidung, Frisur und Schmuck besonders individualisiert sind, keine Interpretation (S. 204). Die

³⁶ Büchschütz meint, die mangelnden Selbstrepräsentationen würden im Unterschied zu den römischen Produktionen für eine lokale Anfertigung sprechen.

³⁷ Studer-Karlen (wie Anm. 17) 120-170. Eine Individualisierung ist beispielsweise gut bei der Oransfigur auf dem Friessarkophag in der Pfarrkirche in Castiliscar (Nr. 16), auf jenem in de Real Academia de la Historia in Madrid (Nr. 81) oder auf jenem in Sta. Engracia in Zaragoza (Nr. 150) zu erkennen.

³⁸ Folgende Oransfiguren können als Verstorbene verstanden werden: Nr. 5, 6, 10, 16, 54, 55, 56, 73, 81, 118, 145, 149, 150. S. zur besonderen Bedeutung der Kombination Oransfigur mit den Auferweckten der Ezechielvision auf einem Friessarkophag in S. Feliu in Girona (Nr. 55): Studer-Karlen (wie Anm. 17) 186-189.

linke Frau trägt eine Dalmatika und hat einen Schleier auf ihr Haupt gelegt. Die rechte ist mit einer Tunika bekleidet, trägt ein Collier und hat eine Hochsteckfrisur. Ihr Mantel, der auf der Brust mit einer großen Rundfibel zusammengehalten wird, spiegelt die lokale Tracht wider. Neben ihr weist ein Vogel auf einen paradiesischen jenseitigen Aufenthaltsort. Es wird sich um das auf frühchristlichen Sarkophagen relativ beliebte Bild einer Familie handeln.³⁹

Die Diskussion über die Unfertigkeit der Sarkophage und vor allem der Bedeutung der Bosse wird ebenfalls ausgeklammert (S. 11, 117-118).⁴⁰ Der Kopf der weiblich angelegten Oransfigur im Zentrum des fünffeldrigen Riefelsarkophags in S. Feliu in Girona (Nr. 54) wurde als männliche Figur umgearbeitet (S. 60, 168-169).⁴¹ Es steht außer Frage, dass hier ein konkreter Auftrag vorliegt.⁴² Eine in Bosse belassene Oransfigur konnte auf den frühchristlichen Sarkophagen für jeden Verstorbenen, einerlei welchen Geschlechtes, als Identifikationsfigur benützt werden. Die weiblich gekleidete Oransfigur war demnach nicht nur an Frauen gebunden. So drängt sich die Frage auf, warum männliche Oransfiguren auf frühchristlichen Sarkophagen überhaupt eingeführt werden. Der Wunsch nach einer möglichst genauen Wiedergabe wird wohl den Ausschlag gegeben haben. Dabei ist die genaue Wiedergabe nicht im Sinne eines Porträts, sondern im Sinne des Geschlechtes der Identifikationsfigur gemeint. Obwohl die weiblichen Oransfiguren nicht alle Frauen meinten, beziehen sich die männlichen Oransfiguren sicher alle auf Männer.

In der Forschung gilt als Obergrenze der Außenmaße für Kindersarkophage ca. 1,70m.⁴³ Damit gehört der Friessarkophag in Barcelona (Nr. 6) mit einer Länge von 1,17m bestimmt in diese Kategorie. Büchsenschütz lehnt diese Forschungsmeinung aber ab – sie plädiert dafür, dass eine solche Vermutung nicht durch die Länge bestätigt werden dürfe, da die Kindersarkophage deutlich weniger Szenen zeigen würden (S. 26). Es gibt aber durchaus Sarkophagkästen, die für Kinder bestimmt waren und mehrere Szenen aufnehmen.⁴⁴ Wie auf dem Sarkophag in Barcelona kommen verstorbene Kinder als Oransfigur alleine und ohne Hintergrundmotive besonders häufig vor.⁴⁵ Auch die unge-

³⁹ Studer-Karlen (wie Anm. 17) 55-58.

⁴⁰ Zur Bosse auf frühchristlichen Sarkophagen: Studer-Karlen (wie Anm. 17) 18-23.

⁴¹ Die Anpassung des Gewandes an das Geschlecht des Grabinhabers hat man wie auf diesem Stück noch bei folgenden Sarkophagen unterlassen: Rep. I 664, 756; Rep. II 33.

⁴² Büchsenschütz hegt Zweifel an dieser Tatsache (S. 169). Sie meint, dass das Stück wiederverwendet wurde, und die Oransfigur nun in Folge der Umarbeitung ihre ursprüngliche Bedeutung einbüßt. Beides ist nicht korrekt. Zum Geschlechtswandel von weiblichen Oransfiguren: Studer-Karlen (wie Anm. 17) 23-28.

⁴³ Dresken-Weiland (wie Anm. 7), 190; Studer-Karlen (wie Anm. 17) 42-45.

⁴⁴ Studer-Karlen (wie Anm. 17) 46-50.

⁴⁵ Rep. I. 99, 526, 841, 987, 991.

gürtete Tunika spricht für ein Mädchen, womit diese jugendliche Oransfigur mit großer Sicherheit mit dem verstorbenen Kind identifiziert werden kann.⁴⁶ Diese Merkmale treffen ebenfalls auf die jugendliche Oransfigur auf einem Friessarkophag im Museu Marés in Barcelona (Nr. 10) zu, der somit auch als Sarkophag bezeichnet werden muss, der für ein Kind benutzt wurde.⁴⁷ Da die Oransfigur als einzige individualisierte Gesichtszüge trägt (S. 73), muss es sich um das verstorbene Mädchen handeln. Zudem ist aufgrund der Länge von 1,65m auch der Friessarkophag in Sta. Engracia in Zaragoza (Nr. 149) als Kindersarkophag anzusehen.

Die konzeptionellen, fachlichen und inhaltlichen Fehler machen den Textteil der Arbeit größtenteils unbrauchbar. Für das Repertorium erwartet wird eine adäquate, komparative Besprechung der Sarkophage in typologischer, stilistischer und ikonographischer Hinsicht – und erst aufgrund dieser Basis können dann Schlussfolgerungen auf die Provenienz gewagt werden. Dennoch ist es ein großer Verdienst, dass jetzt die Sarkophage der Hispania in einem Katalog mit hochwertigen Fotografien vorliegen und so viel einfacher zugänglich sind. Mit der Publikation des fünften Bandes konnte die Reihe nun abgeschlossen werden.⁴⁸ Allein dank dieser Grundlage wird die zukünftige frühchristliche Sarkophagforschung die vielen verbliebenen offenen Fragen beantworten können.

PD Dr. Manuela Studer-Karlen
Lehr- und Forschungsrätin
Spätantike Archäologie und Byzantinische Kunstgeschichte
Miséricorde, Büro 2022
Av. de l'Europe 20
CH-1700 Fribourg
E-Mail: manuela.studer@unifr.ch

⁴⁶ Studer-Karlen (wie Anm. 17) 50-53.

⁴⁷ Die Länge dieses Kastens beträgt 1,84m. Auch der neunjährige Macedonius bekam einen Sarkophag von 1,82m (Rep. I 622), oder die 14 Jahre und 33 Tage alte Octavia Bebiana einen von ca. 2m Länge (Rep. II 105). Diese Beispiele lassen mit der Tatsache rechnen, dass Kinder aus unbekanntem Gründen auch in größeren Sarkophagen bestattet wurden. Dieser Zusammenhang muss bei jedem Exemplar autonom diskutiert und entschieden werden. Studer-Karlen (wie Anm. 17) 43.

⁴⁸ J. G. Deckers / G. Koch, Repertorium der christlich-antiken Sarkophage 5. Konstantinopel: Kleinasien – Thracia. Syria. Palaestina – Arabia (Wiesbaden 2018).

Bernd MANUWALD (Hg.), Sophokles. Philoktet. Griechische Dramen. Berlin/Boston: De Gruyter 2018, IX + 475 S.

Ist die Geschichte zweisprachiger Ausgaben und insbesondere zweisprachiger Reihen (mit antiken Texten als Vorlage und Vorgabe) schon geschrieben? Im deutschen Sprachraum fällt einem da vielleicht zunächst die *Sammlung Tusculum* ein, die der ‚Dilettant‘ *par excellence* Ernst Heimeran 1923 begründete und die gerade – die personale Zuspitzung sei erlaubt – unter Serena Pirrotta als Editorial Director der Classical Studies bei de Gruyter eine an dieser Stelle nicht weiter auszuführende ‚Blüte‘ erlebt;¹ die – wie zu fürchten steht – womöglich unterschätzten orangenen Bändchen (wie die sich teils auch der Kastenform annähernden voluminösen Bände) bei Reclam;² die zwei Reihen bei der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft: zunächst die *Texte zur Forschung* (TzF),³ später auch gewissermaßen ergänzend oder komplementär die *Edition Antike* (EA)⁴ – und dann?⁵

¹ Eine (in zweiter Auflage) bis 2013 reichende Bibliographie bietet Johannes Saltzwedel auf seiner *homepage* unter <http://www.venturus.de/vframe.htm> – gleichsam abschließend vor der Neuauflistung und -ausrichtung bei de Gruyter.

² Die Programmübersicht [Stand: Ende Juni 2019] führt unter „Weltliteratur“ (<https://www.reclam.de/programm/weltliteratur>) – reine Übersetzungen nicht einbezogen! – nicht weniger als 64 (alt-)griechische und 161 lateinische Bilinguen (letzte unterteilt in „Lateinische Literatur“ und „Lateinische Literatur des Mittelalters und der Renaissance“ im Verhältnis von 143 zu 18 Titeln), eine knappe Handvoll übergreifender Publikationen (‚griechisch-lateinisch-deutsch‘) sowie nicht zu vergessen oder zu unterschlagen *Die griechische bzw. römische Literatur in Text und Darstellung* mit je fünf Bänden (Gesamtherausgeber die Heidelberger – nunmehr – Emeriti Herwig Görgemanns bzw. Michael von Albrecht).

³ Derzeit mit offenbar (s. <https://www.wbg-wissenverbindet.de/11367/texte-zur-forschung>) 30 sofort oder in wenigen Tagen (= ?) lieferbaren Titeln (der Band *Satiren des Mittelalters* einmal ausgenommen). Die bis Band 9 unter ‚Texte der Forschung‘ geführten, derzeit (s. <https://adw-goe.de/forschung/forschungsprojekte-akademienprogramm/sapere/erschienene-baende/>) 33 Bände der – vereinzelt auch ‚englischen‘ – Reihe SAPERE (*Scripta Antiquitatis Posterioris ad Ethicam RELigionemque pertinentia* = *Schriften der späteren Antike zu ethischen und religiösen Fragen*. Hrsg. von der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen) sind, wenn ich recht sehe, nicht mehr im Programm der WBG (Apuleius’ *Über die Magie* als PDF-Angebot wiederum ausgenommen); die meisten bisher erschienenen Bände scheinen allerdings so oder so in der Digitalen Bibliothek der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen (<http://adw-goe.de/digitale-bibliothek/> unter „res doctae“) abruf- bzw. downloadbar!

⁴ „Die [lt. Verlag! s. <https://www.wbg-wissenverbindet.de/11500/edition-antike>] bewährte Reihe zweisprachiger Textausgaben bietet wichtige [!] Texte der antiken und spätantiken Literatur mit modernen Übersetzungen und in einer zeitgemäßen [?] Ausstattung. Die Ausgaben sind – anders als etwa die ‚Texte zur Forschung‘ – Leseausgaben.“

⁵ Wegen der *nowadays* faktischen Weltsprache Englisch können auch die Ausgaben etwa der (*Société d’Édition*) *Les Belles Lettres* aufs Ganze gesehen schwerlich mit der in mancherlei Hinsicht einzigartigen *Loeb Classical Library* (LCL, 1912 begründet vom ameri-

Nun hat das Verlagshaus Walter de Gruyter angefangen, sich selbst – wenn man so will – Konkurrenz zu machen; es lässt diesbezüglich (als „Produkt-info“ unter <https://www.degruyter.com/view/serial/20988>) verlauten:

„Die neue Reihe *Griechische Dramen* erschließt die großen Tragödien des klassischen Athen in neuen, textnahen Prosaübersetzungen mit eingehender sprachlicher und sachlicher Kommentierung. Ungewöhnlich ist die gewählte Form der Präsentation, die es erlaubt, Text und Erläuterungen ohne Umblättern mit einem Blick zu erfassen: Dem griechischen Text und seiner deutschen Übersetzung auf der linken Buchseite stehen auf der rechten Buchseite die Anmerkungen zu eben dieser Textpassage gegenüber. Diese Anmerkungen enthalten detaillierte Sacherklärungen, Überlegungen zu Struktur und Gedankengang, Stoffgeschichte, dramatischer Technik und szenischer Realisierung sowie Interpretationshinweise. Eine Einleitung bietet darüber hinaus die wichtigsten Angaben zu Autor, Stoff und Aufführungszeit und gibt Orientierung zu Dramaturgie und Gesamtinterpretation des Dramas. Ein unverzichtbares Hilfsmittel für Dozenten und Studierende der Klassischen Philologie ebenso wie für Vertreter der Germanistik und Neuphilologien, Komparatistik, Theaterwissenschaft und Theaterpraxis.“

Im noch enger programmatischen (wohl immer gleichen, da undatierten – ?) „Vorwort der Herausgeber“⁶ heißt es (beim *Philoktet* S. V):

„Die Reihe *Griechische Dramen* möchte einen Wunsch all der Leser und Liebhaber der griechischen Tragödie und Komödie erfüllen, die über keine oder nur geringe Kenntnisse der griechischen Sprache verfügen: zu erfahren, was im griechischen Original steht. Deshalb sind die Übersetzungen anders als im Original nicht in Versmaßen gehalten, sondern – im Unterschied zu den gängigen deutschen Übersetzungen – in Prosa, um unabhängig von den Zwängen poetischer Rhythmisierung so genau wie möglich den Wortlaut wiedergeben zu können.

Eine solche Übersetzung ist das Ergebnis einer gründlichen sprachlichen und inhaltlichen Auseinandersetzung mit dem Originaltext, die in den Bänden der Reihe auf mehreren Ebenen dokumentiert wird: Der Übersetzung ist der zugrunde gelegte griechische Text an die Seite gestellt, der von einem kritischen Apparat und sprachlichen Erläuterungen begleitet wird. Hier kann derjenige, der über Griechischkenntnisse verfügt, die sprachliche Basis der Übersetzung

kanischen Bankier und Humanisten James Loeb) mithalten (von etwaigen italienischen, spanischen, polnischen oder noch anderssprachigen Reihen ganz abgesehen ...).

⁶ Jens Holzhausen, Peter von Möllendorff (seit 2009) und Bernd Seidensticker.

nachvollziehen. Der Kommentar, mit detaillierten Erläuterungen zu sprachlichen, sachlichen, dramaturgischen und interpretatorischen Problemen, setzt dagegen keine Kenntnisse der griechischen Sprache voraus.

Das Druckbild ist so gestaltet, dass der Leser alle Informationen auf einen Blick erfassen kann: Die Doppelseiten präsentieren auf der linken Seite zunächst – als Ausgangspunkt der Lektüre und zugleich als Endpunkt der hermeneutischen Arbeit der Kommentatoren – den deutschen Text und darunter den griechischen Text mit textkritischen und sprachlichen Erläuterungen. Der Stellenkommentar begleitet den Text auf der rechten Seite. Dass die auf einer Doppelseite behandelten Textstücke dadurch in der Regel kurz sind, ist unvermeidlich; der Vorteil, alle Informationen zu einem Vers bzw. einer Textpassage unmittelbar nebeneinander zu finden, mag dafür entschädigen.

In den umfangreichen Einführungen ziehen die Übersetzer in zusammenhängender Erörterung thematischer Schwerpunkte die Quintessenz ihrer Interpretation des Stücks und informieren über den Autor und sein Werk, über Datierung und historischen Hintergrund des Stücks, über die Geschichte des Stoffs und die vom Autor gewählte Akzentuierung, [sic – mit Komma!]⁷ sowie über das Theater des 5. Jahrhunderts und die dramaturgische Realisierung des Stücks.

Herausgeber und Autoren der Reihe *Griechische Dramen* hoffen, durch die Kombination von Einführung, Prosaübersetzung, Originaltext und Erläuterungen einem gräzistischen wie nichtgräzistischen Leserkreis den Zugang zum Theater des klassischen Athen und seinen großen Dramen zu erleichtern.“

Am ehesten noch wie das Editionsprojekt SAPERE (s. Fußn. 3), aber noch (str)enger beschränkt sich die neue Reihe – eben auf die titelgebenden griechischen Dramen. Sollte sie auf Vollständigkeit angelegt sein, wären demnach je sieben Tragödien des Aischylos (*Der* [in seiner ‚Echtheit‘ umstrittene] *gefesselte Prometheus* kurzerhand eingerechnet) und Sophokles sowie die 17 Stücke des Euripides samt dessen Satyrspiel *Kyklops* zu erwarten, dazu (korrigierend gegenüber der Verlags-„Produktinfo“) auch das knappe Dutzend Komödien des Aristophanes (ob dieser nachträglichen Erweiterung wurde offenbar Peter von Möllendorff in das Herausbergremium aufgenommen) – alles in allem

⁷ Eine weit verbreitete Zeichen-Setzung, die aber der amtlichen Regelung der deutschen Rechtschreibung widerspricht (§ 72): „Sind die gleichrangigen Teilsätze, Wortgruppen oder Wörter durch *und*, *oder*, *beziehungsweise/bzw.*, *sowie* (= *und*), *wie* (= *und*), *entweder ... oder*, *nicht ... noch*, *sowohl ... als* (*auch*), *sowohl ... wie* (*auch*) oder durch *weder ... noch* verbunden, so setzt man kein Komma.“ (Punkt – ist man versucht hinzuzufügen ...)

also (einschließlich des womöglich noch umstritteneren [ps.-]euripideischen *Rhesos*) 44 Einzelausgaben.

Mögliche inhaltliche Überlappungen etwa zur Aufführungspraxis oder zum Aufbau einer Tragödie seien dabei ausdrücklich begrüßt: Zum einen werden die einzelnen Bearbeiter für ihr jeweiliges Stück fast unvermeidlich doch eigene Akzente setzen, zum andern bleibt so die Eigenständigkeit der Bände und ihre separate Nutzung gewahrt.⁸ Zu bedauern ist (nur beim *Philoktet*?) das Fehlen von Registern, die dem weniger Kundigen wie allgemein dem Auskunft Suchenden und nicht zuletzt dem Fachwissenschaftler hochkomplexe Publikationen wie diese – mit unterschiedlichem Erfolg – zu erschließen pflegen.

Bisher erschienen (in verknappter ‚Erfassung‘ des Titels mit dem jeweiligen Bearbeiter – auf gebündelter Grundlage der Angaben von Verlag, Deutscher Nationalbibliothek und Amazon ...): Euripides' *Alkestis* (Gustav Adolf Seeck) und *Hekabe* (Kjeld Matthiessen) als Startbände 2008, Sophokles' *König Ödipus* (Bernd Manuwald) 2012, 2014 der *Hippolytos* des Euripides (Peter Roth) und die *Wespen* des Aristophanes (Lutz Lenz) sowie zuletzt 2016 Sophokles' *Elektra* (Thomas A. Schmitz) und 2018 dessen hier anzuzeigender *Philoktet* (erneut Bernd Manuwald); angekündigt sind für dieses Jahr (sc. 2019) Aristophanes' *Lysistrate* (Manfred Landfester)⁹ und *Wolken* (Gerrit Kloss) sowie der *Kyklops* des Euripides (Bernd Seidensticker), für 2020 der ‚Sonderfall‘ *Rhesos* (Manuel Baumbach) und die unumstritten-euripideische *Medea* (nochmals Bernd Seidensticker) sowie für 2022 (!) mit noch unbekanntem resp. ungenanntem Bearbeiter der *Orestes* des Euripides.¹⁰

Den *Philoktet* erschließt nun – trotz einiger (unvermeidlicher?) Corrigenda, Monenda und Quaerenda – Bernd Manuwald in mustergültiger Weise. Dieses Pauschal-Urteil sei mit einigen (hoffentlich nicht allzu willkürlichen und/oder wenig aussagekräftigen) Leseindrücken begründet.

Leser und Liebhaber des antiken Theaters – und dabei ausdrücklich solche, die wenig oder gar keine Sprachkenntnisse haben! – sollen „erfahren, was im griechischen Original steht“; ein deutscher Text in Prosa, der so genau wie mög-

⁸ So oder so wird man bei Interesse und/oder Bedarf Bernhard Zimmermann, Gustav Adolf Seeck, Joachim Latacz oder – nicht nur aus falsch verstandener Pietät! – Albin Lesky heranziehen, wenn es um allgemeine (deutsche) Einführungen zumal zur griechischen Tragödie aus einer Hand geht.

⁹ [Inzwischen erschienen und vom Rezensenten unter <http://www.informationsmittel-fuer-bibliotheken.de/showfile.php?id=9888> besprochen. Anm. d. Red.]

¹⁰ Eine Tragödie (oder gleich die *Orestie*) des Aischylos ist – bezeichnenderweise? – bislang weder erschienen noch angekündigt.

lich den Wortlaut wiedergebe, solle dies leisten – und lässt zumindest in dieser verkürzend-zugespitzten Formulierung vom letztlich wohl unlösbaren Problem von Übersetzungen als unvermeidlicher Kompromiss oder ‚Kunst des richtigen Opfern‘ wenig spüren.

Entsprechend steuert der Bearbeiter konkretisierend gegen (S. 62): „Die Prosaübersetzung versucht, den Text des Sophokles in einem verständlichen Deutsch, möglichst Vers für Vers, wiederzugeben. Dieses Vorgehen führt an manchen Stellen zu einer etwas ungewöhnlicheren Wortstellung. Wegen der Komplexität der sophokleischen Sprachgestaltung konnte auch nicht immer dieselbe Nähe zum Originaltext beibehalten werden; deswegen wird an vielen Stellen zusätzlich im Kommentar die wörtliche Bedeutung einer Formulierung angegeben. Gelegentlich^[11] sind in die Übersetzung verdeutlichende Zusätze in runden Klammern eingefügt.“

Das ist wünschenswerte und mögliche Transparenz – was dabei z.B. ‚verständliches‘ Deutsch ist, bliebe dann immer noch zu fragen resp. zu disku-

¹¹ Konkret (zur Überprüfung) in im Einzelfall auch vereinfachender Zitierweise (und selektiv für andere äußere ‚Zusätze‘): S. 72 bei Vers 8 (Brand-) – sc. Opfer – und 11 (jetzt), S. 76 bei Vers 28 (von dir), (Sperrdruck auf S. 86 bei Vers 67: „n i c h t“), S. 88 bei Vers 72 (nach Troia), S. 96 bei Vers 102 (nach Troia), S. 104 in der Parodos Vers ‚138‘ (die anderer), (in – einfachen – Anführungszeichen auf S. 108 bei Vers 159: ‚Haus‘), S. 112 bei Vers 179 (ungefährdeter), S. 118/120 bei Vers 215 f. (mit / dem Fuß), S. 122 bei Vers 222 (kommend), (Sperrdruck auf S. 128 bei Vers 251: „e i n e“), S. 134 bei Vers 271 (erschöpft), S. 140 bei Vers 297 (wieder), S. 144 beim atethierten Vers 320 {(da ich ebenso wie du auf schurkische) Männer (traf), ...}, S. 160 bei Vers 402 (eine Rüstung), (Sperrdruck auf S. 164 bei Vers 414: „e r“), (in – einfachen – Anführungszeichen auf S. 168 bei Vers 440: ‚tüchtig‘), (Sperrdruck auf S. 178 bei Vers 480: „e i n e s“) und ebenda bei Vers 481 (an Bord), (Sperrdruck auf S. 200 bei Vers 565: „D a s“), S. 204 bei Vers 584 (für sie) und (erhält), (in – einfachen – Anführungszeichen auf S. 214 bei Vers 632: ‚fußlos‘), S. 218 bei Vers 647 (auszuwählen ist) und (in – einfachen – Anführungszeichen ebenda bei Vers 650: ‚zahn‘), (Sperrdruck auf S. 220 bei Vers 658: „D i r“), S. 240 bei Vers 743 (mir), S. 242 bei Vers 758 (Krankheit), S. 246 bei Vers 776 (der Götter), S. 250 bei Vers 795 (wie ich), S. 252 bei Vers 805 (mit deinen Gedanken), S. 254 bei Vers 814 (lass), S. 260 bei Vers 830 oder noch 829 (weiter), S. 268 bei Vers 861 (Toter), (Sperrdruck auf S. 274 bei Vers 888: „u n d“), S. 286 bei Vers 935 (den Bogen), S. 312 bei Vers 1032 (jetzt), S. 328 bei Vers 1093 (Vögel) sowie ebenda Vers 1098 (Macht), S. 334 bei Vers 1134 (des Besitzers), S. 344 bei Vers 1181 (dorthin), S. 346 bei Vers 1185 (nach uns) sowie Vers 1186 (schlimmes) und 1191 (jetzt), S. 348 bei Vers 1200 (seiner Mauern), S. 350 bei Vers 1207/8 (alle), (in – einfachen – Anführungszeichen auf S. 360 bei Vers 1246: ‚Klugheit.‘), S. 362 bei Vers 1257 (gewähren), S. 374 bei Vers 1310 (dessen), S. 414 bei Vers 1443 (Ein Ruf, erworben durch), S. 418 bei Vers 1451 (mit Wind), S. 420 bei Vers 1460 (von Schmerzen) – bei diesem Überflug komme ich auf rund biblische 40 Zusätze in runden Klammern (umgerechnet also alle knapp 37 Verse) – ist das noch ‚gelegentlich‘? – Zur Problematik bzw. Problematisierung auch dieses zusätzlich erläuternden Vorgehens biete/t s/ich beispielshalber Seite 301 zu Vers 983 an: „mit dem Bogen‘: Im griechischen Text steht nur ‚mit ihm‘, gemeint ist der ‚Bogen‘ (981).“ – *et quod sequitur!*

tieren. Die (in der Tat nicht seltene) zusätzliche Angabe der ‚wörtlichen‘ Bedeutung einer Formulierung möge ein kleines Schlaglicht auf das Problem ‚Nähe zum Originaltext‘ werfen.

S. 255 heißt es zu Vers 813: „Gib mir deine Hand zur Bekräftigung!“, wörtl. ‚Gib mir durch Handschlag ein Versprechen!<‘>“ – man vergleiche für das ‚Original‘ ἔμβαλλε χεῖρὸς πίστιν beispielshalber ‚Gib /mir/ das Versprechen der Hand!‘ Oder wen oder was erhellt (S. 279 zu Vers 896): „Wohin irrtest du mit deiner Rede ab?“, wörtl. ‚Wohin bist du mit deiner Rede abgewichen?“¹²

In anderen Fällen bleibt es ‚einfach‘ bei der Übersetzung: „Das soll nicht in seiner Macht stehen!“ (S. 304 für Vers 1003) – noch prosaischer (auch treffender?) könnte man μὴ ᾿πὶ τῷδ᾿ ἔστω τάδε mit „Nicht bei diesem sei dieses!“ spiegeln; „Welche Rede führtest du da?“ (S. 358 für Vers 1237) – von einem alternativen (näher am griechischen τίς εἴρηκας λόγον?) ‚Was für ein Wort hast du aus/gesprochen?‘ o.a.: keine Spur.¹³

Allemaal gewöhnungsbedürftig für eine zweisprachige Ausgabe ist die Anordnung der Übersetzung über dem fremdsprachlichen Text: Suggestiert nur die Macht der Gewohnheit, vermeintlich leichter und bequemer (und auch zielführender) in herkömmlichen Bilinguen mit dem Auge (ggf.!) hin und her zu wechseln, als nun gleichsam im Fahrstuhl-Prinzip rauf und runter zu springen?

Als Doppelseiten-Prinzip‘ problematisch erscheint mir auch das programmatische „alle Informationen auf einen Blick“ bzw. „unmittelbar nebeneinander“ (lt. Verlag: das ‚Erfassen‘ von „Text und Erläuterungen ohne Umblättern mit einem Blick“). „Dass die auf einer Doppelseite behandelten Textstücke dadurch in der Regel kurz sind“, räumen die Herausgeber selbst ein – konkret: dem Leser wird in der Regel eine Handvoll bis zu einem Dutzend (grie-

¹² In der Elementargrammatik irritiert e.g. ein Numerus-Wechsel wie S. 271 (zu Vers 866): „„öffnet ... seine Augen“, wörtl. ‚bewegt [nunmehr ohne Auslassung(spunkte) – !?] das Auge‘.“ Andernorts (S. 169 zu Vers 441) führt die vermeintliche Annäherung an das Original zur Schwer- bis Unverständlichkeit: „Wen anders willst du damit bezeichnen ...“, wörtl. ‚Über was für einen (wenn du) diesen (nennst) willst du sprechen, ...“ – !? (Bezeichnend für das hier vorliegende Problem vielleicht auch S. 253 zu Vers 804-805: „Was sagst du dazu?: Die übliche (zu wörtliche) [!] Übersetzung ‚Was sagst du?‘ gibt eine falsche Nuance.“)

¹³ Ist „der also ist [!] es“ (S. 298 Vers 978) eine möglichst wörtliche resp. Original-nahe Wiedergabe von ὅδ᾿ ἦν ἄρα – anders gefragt: ist ἦν ein (griechisches) Gegenwartstempus? (Oder liegt hier lediglich ein Versehen vor? Vgl. z.B. S. 168 Vers 433 „wo war [!] denn da“ für ποῦ γὰρ ἦν ἐνταῦθα oder S. 202 Vers 573 „Es war [!] ein gewisser“ für ἦν δὴ τις ...)

chischer) Verse vorgelegt.¹⁴ Die Kopfzeilen informieren zwar (bei versicherndem Blick nach oben), in welchem Stasimon, Epeisodion usw. man sich gerade befindet, doch aufs Ganze besehen erscheint dem Rezensenten dieses Vorgehen reichlich abstrakt und im Vergleich der überkommen vorherrschenden Präsentationsform ‚unterlegen‘.

Und: derzeit bleiben bei aller Fülle von Informationen und der deshalb gebotenen Gedrängtheit innerer wie äußerer Darbietung doch etliche Seiten ‚weiß‘ und verschenken unbedruckt den doch so kostbaren Platz!¹⁵ Vereinzelt werden griechische Wörter oder Verse gleichsam seitenübergreifend getrennt: S. 118 ἀνάγ- (Forts. S. 120: κας); S. 230 ὑπάρ- (Forts. S. 232: χοι); S. 328 ἦ- (sprich: ‚äh‘ – ! Forts. S. 330: δη) und – in der Anrede! – S. 342 ὦ (Forts. S. 344: λῶστε)¹⁶ bzw. Vers 54a (S. 82) ‚gekappt‘ von Vers 54b (S. 84) und innerhalb eines Chorliedes Vers 863a (S. 268) von Vers 863b (S. 270). Auch von einer glatt-fortlaufenden ‚Lektüre‘ der Übersetzung (als eines Textes!) kann da – ohne Umblättern resp. geduldiges Vor und Zurück – nur sehr bedingt die Rede sein.

Druckfehler finde/n s/ich vernachlässigenswert wenige und bedeutungsarme,¹⁷ die Auslassung des Kürzels „*Hel. = Helena*“ (S. 64 Fußn. 219 zu den abgekürzt zitierten Werktiteln der drei großen Tragiker) ist befremdlich oder gar ärgerlich (schließlich kommt es eine Handvoll Male vor),¹⁸ aber sollte sie für den interessierten Leser eine echte Beeinträchtigung darstellen? Wirkliche Schwierigkeiten bereitet dem Rezensenten ein anderes ‚inhaltliches‘ Detail, das weiterreichende Bedeutung haben könnte.

¹⁴ ‚Ausschläge‘ nach oben (mehr Verse) oder unten (weniger Verse) pro Doppelseite (ich nenne immer die Zahl der linken Seite, auf der sich Übersetzung und Text befinden): 13 Verse auf den Seiten 156 und 214, singular 14 Verse auf S. 158 und satte 15 Verse auf den Seiten 362 (einschließlich einer ‚Leerzeile‘ eines vermutlich-ausgefallenen Verses zwischen Vers 1251 und 1252) und 366 – und umgekehrt nicht weniger als neun Mal 4 Verse (auf den Seiten 150, 224, 264, 316, 352, 354, 398, 406 und 408), dreimal 3 Verse (auf den Seiten 68 – nb.: der Anfang des Stückes –, 70 und 102) sowie lediglich 2 Verse resp. Textzeilen auf den Seiten 234, 276, 296 (= v. 974a + 974b!) und 324.

¹⁵ Objektiv-geschätzten ‚Leerstand‘ von mindestens einer halben Seite weisen etwa die Seiten 70, 92, 129 (rechter Hand!), 150, 194, 222 und 224, 234, 252, 260, 276, 284, 296, 302, 316, 324, 354, 382, 390, 402 (ohne eine einzige Zeile Übersetzung oder einen Vers Text!), 406, 408, 412, 416 oder 422 auf.

¹⁶ Fast ebenso oft sogar in der deutschen Übersetzung, wo sonst (z.B. S. 74, 76, 82, 84, 88, 90 usf.) zusätzliche Zeilen zum Einsatz kommen und aushelfen: S. 72 den gan- (Forts. S. 74: zen klugen Plan), S. 120 an diesem Land ange- (Forts. S. 122: legt habt) und S. 288 bei Kräften gewe- (Forts. S. 290: sen, hätte er *usw.*).

¹⁷ Hier – bei nicht gegebenen Beispielen für m.E. vernachlässigenswerte Druckfehler – wie überall wende man sich im (empfohlenen!) Zweifel gerne an den Rezensenten.

¹⁸ S. 161 (zu den Versen 391-392), S. 238 (zu Vers 735), S. 251 (zu Vers 800), S. 286 (zu Vers 931) und S. 326 (zu Vers 1081) – natürlich vorbehaltlich dessen, dass ich nichts übersehen habe.

Einen ganzen Passus seiner *Einführung*¹⁹ widmet Bernd Manuwald der „Weissagung des Helenos“ (S. 22-31). Dabei geht es um die „Freiwilligkeit auf Seiten Philoktets“ (den näheren oder weiteren Kontext setze ich hier kurzerhand voraus) – ein unter Verweis auf Vers 1332 zentraler Punkt (S. 25) oder „wesentlicher Bestandteil der Weissagung“ (S. 30 Fußn. 90).²⁰ Breitete ich alle diesbezüglichen Notate, Verweise und ‚Belege‘ *in extenso* aus, würde wohl nicht nur „der Begriff der Freiwilligkeit aufs Äußerste [oder gar: über Gebühr] strapaziert“ (S. 213 zu Vers 617). Der Knackpunkt ist ganz offenkundig Vers 1332. Manuwald übersetzt (S. 378): „bevor du nicht freiwillig, von dir aus, nach Troia kommst“ und erläutert (S. 379 z.St.): „„freiwillig, von dir aus‘: Die Bedingung der Freiwilligkeit wird in zweifacher Formulierung von Neoptolemos stark betont.“²¹

Die auffällig stark betonte Hervorhebung in der Formulierung des Neoptolemos: erfährt der Leser und Liebhaber des antiken Dramas hier, was im griechischen Original steht? Den Wortlaut von Vers 1332 πρὶν ὄν τὰ Τροίας πεδί' ἐκὼν αὐτὸς μόλης geben andere Übersetzer mit „Bevor du nicht aus freien Stücken selbst / In das Gebiet von Troja kommst“ (Wolfgang Schadewaldt 1999) oder „bevor zu den Gefilden Troias du aus freiem Willen selber kommst“ (Paul Dräger 2012) wieder.²² Auf den Punkt gebracht: Wie ist das αὐτὸς zu verstehen? Als verstärkende Verdoppelung „von dir aus“ des (unmittelbar davor stehenden) ἐκὼν („freiwillig“; so, wenn ich recht verstehe, Manuwald) oder als Bekräftigung der Verbalausage und ihres *Agens* („du selbst“ bzw. ‚selber‘ – so m.E. die angeführten Übersetzer)?

Der Rezensent vermag diese Frage nicht zu entscheiden (obwohl er der zweiten Version zuneigt), sieht aber hier ein Problem und wundert sich vor allem darüber, dass dieser offenkundig nicht ganz unwichtige Punkt von Manuwald seines Sehens nicht ausdrücklich thematisiert wird.

So ließe sich sicher noch eine Weile mit mehr oder weniger ge/wichtigen Details und strittigen Einzelfragen fortfahren. Unterm Strich ist aber der Band

¹⁹ Zum Inhalt(sverzeichnis) bequem unter <https://d-nb.info/112776585x/04>.

²⁰ Nb.: offenbar irgendwie „anders Lefèvre 2001“ (a.a.O.) – hier scheint ein Dissens bzw. zumindest eine wissenschaftliche Kontroverse vorzuliegen!

²¹ Anders (nb.: „so Lefèvre 2001“ – !) wäre auch „nicht zu erklären, warum Neoptolemos (...) die Freiwilligkeit – stark betont – hervorhebt („freiwillig, von dir aus“, 1332; vgl. auch 1343)“ (S. 25 Fußn. 78).

²² Die zweisprachige Ausgabe der *Sammlung Tusculum* umschiffet diesen ‚Knackpunkt‘ einfach durch (metrisch bedingte?) Auslassung: „bevor du nicht freiwillig kommst zum troischen Feld“ (Willige / Bayer 1985) – !

als Ganzes geradezu ohne Einschränkungen zu begrüßen. Wie angekündigt²³ erhält der Leser und Liebhaber vielfältigste Informationen und eine kaum genügend zu würdigende Einführung in einen – trotz oder wegen knapp zweieinhalbtausend Jahre Beschäftigung und Wirkungsgeschichte – nicht leicht zugänglichen Gegenstand. Vielleicht erschließt die Konzeption, dass der Kommentar keine Kenntnisse der griechischen Sprache voraussetze, das antike Drama allgemein wie speziell den *Philoktet* (wie verlagstechnisch sicher gewünscht) weiteren Leserschichten;²⁴ aber vor allem Nutzer mit ein wenig – oder auch ein wenig mehr – Vorkenntnissen (nicht nur des Griechischen) und einigem Interesse an der Sache werden mit größtem Gewinn zu diesem Band greifen.²⁵ So wünscht abschließend zumindest der Rezensent der ganzen Reihe²⁶ alles Gute und hofft darauf, dass noch möglichst viele weitere, ähnlich informativ-anregende Bände erscheinen werden.

Friedemann Weitz
Hochvogelstraße 7
D-88299 Leutkirch i.A.
Tel.: (07561) 91 23 36
E-Mail: hmg.weitz@web.de

²³ Zur Erinnerung: Die „Anmerkungen enthalten detaillierte Sacherklärungen, Überlegungen zu Struktur und Gedankengang, Stoffgeschichte, dramatischer Technik und szenischer Realisierung sowie Interpretationshinweise“ bzw. (zum Kommentar erläuternd beigegeben) ‚detaillierte Erläuterungen zu sprachlichen, sachlichen, dramaturgischen und interpretatorischen Problemen‘.

²⁴ Im Rahmen der zweisprachigen Gesamtausgabe der Dramen des Sophokles in der *Sammlung Tusculum* benötigt der *Philoktet* gerade einmal 92 Seiten (S. 478 bis S. 569 – zuzüglich zweier Seiten ‚Hypotheseis‘ bzw. Inhaltsangabe/n, S. 476 f., und praktisch exakt einer [!] Seite Erläuterungen im Anhang, S. 738 f.); hier wird demselben Stück für sich eine ausgewachsene Monographie gewidmet.

²⁵ Ein Adressatenkreis und Zielpublikum ausdrücklich auch mit wenig oder gar keinen Sprachkenntnissen erhält das Angebot einer zweisprachigen Ausgabe mit hier nur angetippter und erneut kaum genügend zu preisender transparenter Diskussion zur Gestaltung des (griechischen!) Textes – der, so darf man wohl sagen, durchaus wissenschaftlich-kritische Apparat linker Hand ‚unten‘ auf der Doppelseite (also durchgängig mit gerader Seitenzahl) –, das aber auch auf der vermeintlich niederschweligen rechten Seite die „*Ilias parva*“ mit dieser Bezeichnung voraussetzt (S. 7 samt Fußnote 22, S. 8 u.ö. – in der deutschsprachigen *wikipedia* nur unter ‚Kleine Ilias‘ – https://de.wikipedia.org/wiki/Kleine_Ilias – zu finden!); darin sehe ich eine Spannung oder auch Unausgewogenheit im Ansatz, die aber m.E. höchst billigend in Kauf zu nehmen ist. Ob dieses Angebot auf eine entsprechende Nachfrage stößt? Zu empfehlen ist es allemal.

²⁶ Die ‚richtiger‘ *Studienbücher zum griechischen Drama* o.Ä. benannt worden wäre – möge die Marketingabteilung mit *Griechische Dramen* ihr Ziel erreichen und gewissermaßen Recht behalten!

Estelle GALBOIS, Images du pouvoir et pouvoir de l'image. Les „médaillons-portraits“ miniature des Lagides. Scripta Antiqua Bd. 113. Bordeaux: Ausonius 2018, 287 S., 82 Abb.

Die Arbeit von Estelle Galbois (G.), eine überarbeitete Fassung ihrer Pariser Dissertation aus dem Jahr 2007, stellt den ersten umfassenden Versuch dar, kleinformatige Herrscherporträts des Hellenismus in ihrem bildlichen und sozialen Umfeld zu verorten. Im Gegensatz zu zahlreichen anderen Arbeiten beschäftigt sich G. zwar auch mit einer bestimmten Dynastie, den Ptolemäern, legt dabei aber den Fokus auf eine spezifische Darstellungsform und nicht auf eine bestimmte Materialgruppe. Hierzu hat G. ein materiell heterogenes Corpus (z.B. Siegelabdrücke, Gemmen, Fulcra, Gefäße) von 138, in der Forschung bislang häufig nur in Ansätzen oder verstreut behandelten „médaillons-portraits“ zusammengetragen und systematisch ausgewertet (im Deutschen meist ‚Tondo-Bildnisse‘ oder ‚imagines clipeatae‘). Sie bringt damit eine bislang nur wenig beachtete Form der bildlichen Repräsentation ausführlich in die Diskussion ein und nähert sich dem Phänomen des Herrscherbildes, indem sie erstmals systematisch von kleinformatigen Darstellungen ausgeht.

Durch eine sehr kleinteilige Untersuchung von sozialen und funktionalen Kontexten sowie der Bildsprache gelingt es G., ein lebendiges Bild von den kleinformatigen Tondo-Bildnissen und ihrer Bedeutung im Hellenismus zu zeichnen. G. gibt durch den Bezug auf zahlreiche archäologische und schriftliche Zeugnisse einen bislang nicht vorhandenen systematischen Überblick über die vielfältige Verwendung von Tondo-Bildnissen im Hellenismus. Mit ihrer Untersuchung von der Herkunft der Darstellungsform bis hin zu Produktionsbedingungen und Rezeption unterscheidet sich die Arbeit auch in ihrer Tiefe deutlich von zahlreichen früheren Arbeiten, die häufig auf die Vorlage und Benennung von Porträts fokussiert waren, wobei aber soziale und praktische Kontexte oft nur eine Nebenrolle einnahmen. Gerade dieser Teil ist die größte Stärke von G.s Untersuchung, da er die Bearbeitung für die entsprechenden Bildwerke auf eine neue Grundlage stellt. In der Tendenz etwas summarisch, aber dennoch wichtig für die Beurteilung der ptolemäischen Repräsentation ist ihre Besprechung der Ikonographie der Tondo-Bildnisse.

G. beginnt mit einer grundsätzlichen Besprechung des Herrscherporträts im Kontext des antiken Porträts (15–29). Es handelt sich bei den Bildnissen nicht primär um möglichst naturgetreue Darstellungen tatsächlicher Personen, sondern um konstruierte Bilder, die positive Aussagen vermitteln sollen (18). In Anlehnung an E. Kantorowicz stellt G. heraus, dass sich diese Konzeption in

verschiedenen Ausformungen fassen lässt: der Person („corps naturel“), dem ‚Amt‘ („corps politique“) und dem göttlichen ‚Körper‘ des Königs („corps divin“). Vor diesem gedanklichen Hintergrund ist ihre Untersuchung der kleinformatigen Tondobildnisse zu sehen (18–20). Da kleinformatige Darstellungen seit der Zeit Philipps II. nicht nur qualitativ stark zunehmen, sondern darüber hinaus auch eine hohe Wertschätzung erfahren, Epigramme widmen sich etwa detailliert den meisterhaft ausgeführten, miniaturhaften Darstellungen auf Gemmen, sieht sich G. einer typisch hellenistischen Bildform auf der Spur (20–28). Für diese möchte sie die ikonographischen Besonderheiten sowie die antiken Verwendungs- und Rezeptionskontexte der Porträts ausmachen (28f.).

Nach einem Überblick über Material und Medien ihres Corpus (31–44) diskutiert G. zunächst die Frage nach der Herkunft der Darstellungsform und der möglichen Beeinflussung durch andere Porträts der Herrscher (31–56). Obwohl im späteren 2. Jh. v. Chr. vermehrt großformatige Tondo-Bildnisse in architektonischem Zusammenhang auftauchen, kann sie anhand einer detaillierten Analyse der Darstellungsform aufzeigen, dass sich diese schon in der Kleinkunst Nordgriechenlands und Makedoniens im 4. Jh. v. Chr. entwickelt (44–53). In diesem Zuge stellt sie heraus, dass die Objekte ihres Katalogs nicht ausschließlich Wiederholungen anderer, ‚offizieller‘ Medien sind („Propaganda“) – wie dies oft pauschal für kleinformatige Darstellungen gefordert wird –, sondern als eigenständige Bildform anzusehen sind. Sie bedürfen somit erst einer umfassenden Analyse (53–56).

Im folgenden Abschnitt widmet sich G. den antiken Verwendungskontexten der Tondobildnisse (57–96). Da sie eine Darstellungsform untersucht, hat sie es mit sehr vielfältigen Gattungen in unterschiedlichen Materialien zu tun (z.B. Siegel, Fulcra, Gefäße), für die jeweils anhand archäologischer und schriftlicher Hinweise das soziale und praktische Umfeld, wie Auftraggeber, Verwendung, usw., untersucht werden. Sie kann zwar keine distinktiven Verwendungszusammenhänge für kleinformatige Tondobildnisse an sich feststellen – der Spielraum reicht von Objekten, die im Herrscherkult verwendet wurden, bis hin zu Grabbeigaben (57–87). In der geringen Größe und der damit verbundenen Handlich- und Tragbarkeit sieht sie aber ein Zeichen einer sehr persönlichen Bindung verschiedener sozialer Schichten zum jeweils dargestellten Herrscher (83). Als potentielle Auftraggeber – positive Indizien fehlen weitestgehend – vermutet sie in Analogie zu inschriftlich bekannten Stiftergruppen eine griechisch-ägyptische Elite aus Militärs, Höflingen und Funktionären (93–96). Die ‚offizielle‘ Herrscherrepräsentation spielte bei den Tondo-Bildnissen zwar dahingehend eine Rolle, dass sie rezipiert werden *konnte* – nach G. ein Zeichen der Loyalität –, aber kaum als normativ gelten kann (90f.).

Mit dem letzten großen Abschnitt folgt G.s Untersuchung der Bildsprache der Tondo-Bildnisse (97–147). Bei den ptolemäischen Herrschern lässt sich feststellen, dass seit Ptolemaios II. die Herrscher sehr füllig dargestellt wurden. Damit sollten dionysische Üppigkeit und Wohlstand zum Ausdruck gebracht werden, beides ‚visuelle Marker‘ des Zustands des Reiches (103–107). Kleinteilig bespricht sie die Attribute, die bei den Tondo-Bildnissen verwendet werden, und bewertet sie im Hinblick auf die Aussage für die Herrscherrepräsentation. Die Besprechung zeigt, dass gerade in dieser Darstellungsform eine außergewöhnliche ikonographische Vielfalt zu beobachten ist (147). Durch die Attribute werden außerdem politische Botschaften vermittelt, wobei G. Sieghaftigkeit, Euergetismus und die Betonung der Dynastie als besonders relevante Themen in ihrer Synthese herausstellt (151–154).

Einige wenige Anmerkungen zum Katalog: Die Materialsammlung bildet grundsätzlich eine begrüßenswerte Nuancierung und ermöglicht einen erfrischenden Perspektivwechsel zu der oftmals auf wenige Gattungen fokussierten Forschung. Etwas mehr als die Hälfte des Katalogs ist bebildert¹. Da die Abbildungen aber kaum über den bisherigen Publikationsstand hinausgehen, liegt der Wert dieser Sammlung somit vor allem in der Zusammenstellung an einem Ort. Die Untergliederung des Katalogs – Materialgruppen, nach Häufigkeit absteigend (161) – ist allerdings nur bedingt auf ihre Fragestellung ausgerichtet. Denn die Unterschiede im Material (36–44) nehmen einen wesentlich kleineren Raum in ihrer Analyse ein als etwa Unterschiede der Verwendung (57–96). Hier hätten eine konsequentere Abbildung ihrer Materialgrundlage und Ausrichtung der Katalogsortierung auf Gliederung und Fragestellung ihre Ergebnisse besser nachvollziehbar gemacht. Im Zuge ihrer Vorbemerkungen zur Zusammenstellung des Materials weist G. darauf hin, dass nicht alle Siegelabdrücke aus den Fundkomplexen in Kallipolis und Nea Paphos reproduziert werden konnten (28 Anm. 94). Von dem 2015 umfassend vorgelegten Befund aus Nea Paphos wurden – und dies ist sicherlich mit dem Stand der ja bereits 2007 eingereichten Dissertation zu erklären – lediglich die seit den 80er Jahren von H. Kyrieleis punktuell vorgelegten Abdrücke berücksichtigt, insgesamt 11 Objekte. Hier hätte die Autorin thematisieren müssen, welche Auswirkungen die nun über 1000 Abdrücke und über 680 zu rekonstruierenden Siegel des Befundes auf ihre Ergebnisse – etwa in Bezug auf die Ikonographie – haben.

Von den vielen von G. gewinnbringend thematisierten Bereichen, zu denen sich eine ausführliche Diskussion lohnen würde, soll im Folgenden ein Aspekt

¹ Die Abbildung von A29 (Siegelabdruck, Nikosia, Cyprus Museum, Inv. 753) zeigt fälschlicherweise den Siegelabdruck Nikosia, Cyprus Museum, Inv. 2003. S. stattdessen Kyrieleis 2015, E60 Taf. 17.

herausgegriffen werden, der m.E. im Hinblick auf aktuelle Diskussionen eine besonders kritische Besprechung verlangt. Dies betrifft G.s Bezug auf das Konzept der verschiedenen ‚Körper‘ des Königs und daraus resultierende Konsequenzen für den methodischen Umgang mit den Darstellungen.

E. Kantorowicz untersuchte 1957 in „The King’s Two Bodies“ das im spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen England ausformulierte Konzept, nach dem es eine gedankliche Trennung zwischen der Person des sterblichen Königs und dem unsterblichen ‚Körper‘ des gesalbten Königs gegeben hat². Dem folgend, sieht G. auch im Hellenismus ein Bewusstsein für die verschiedenen ‚Körper‘ des Herrschers gegeben. Sie unterscheidet dabei aber einen natürlichen, einen politischen und einen göttlichen³. So differenzieren sowohl Aristoteles als auch Plutarch zwischen Freunden Alexanders und Freunden des Königs und in einem Epigramm Poseidipps ist Ptolemaios II. König und Gott zugleich⁴. Dieser Ansatz folgt einer relativ jungen Ausrichtung der Forschung, die verstärkt die wechselnden Rollen, die der Herrscher in unterschiedlichen Zusammenhängen ausfüllen kann, betont⁵. Ihre Zielsetzung, erstmals in den bildlichen Darstellungen Ausformungen dieser ‚Körper‘ zu erkennen, ist somit höchst innovativ. Anstatt aber methodisch klar zwischen den (sehr wenigen) schriftlichen Zeugnissen und den Darstellungen zu unterscheiden, werden die ‚Körper‘ des Königs zur Prämisse, nicht zum Gegenstand der Untersuchung gemacht.

Der Bezug auf Kantorowicz entspringt aus einem Problem, das von G. an einer wenig prominenten Stelle angerissen wird. Erst ganz am Ende, in einem kurzen Einschub vor dem Beginn des Katalogs, wird die Grundlage ihrer Materialsammlung überhaupt thematisiert, sodass für den Leser klar wird, dass die Benennung hellenistischer Herrscherporträts häufig auf methodisch tönernen Füßen steht (161–164). Nach einer knappen Skizzierung der Problemstellung resümiert G. aber, dass aufgrund von individuellen Gesichtszügen, der Ähnlichkeit zu offiziellen Bildnismodellen auf Münzen sowie pharaonischen Attributen eine Identifizierung für alle Objekte ihres Katalogs gesichert sei; zumindest mehr oder weniger, wie neben manchen Katalogeinträgen stehende Fragezeichen implizieren. Die zugrunde liegenden Probleme sind allerdings fundamental und beschäftigen die Forschung zum hellenistischen Herrscher-

² Deutsche Ausgabe: Kantorowicz 1992.

³ Die Verbindung zwischen den ‚Körpern‘ des Königs und der klassischen Antike wurde schon hergestellt von Kantorowicz 1992, 494–504, bislang aber abgesehen von Ma 2010, 151 nicht rezipiert.

⁴ Arist. pol. 3,16,3, 1287b; Plut. Alexander 47,10; Poseidipp 63. S. bei G. 15. 19f.

⁵ S. schon Ma 2003, 183: „Seen at this level, the Hellenistic kings exist merely as ... a series of roles assigned by the subjects, an endless and ubiquitous process of exchange and negotiation to achieve acceptance by different constituencies.“

problem schon immer: Abgesehen von Porträts auf Münzen – die inschriftlich benannt sind, ein distinktives Attribut überliefern (Diadem) und häufig normativen Bildnismodellen folgen – ist es meistens nicht möglich, Darstellungen methodisch sicher zu identifizieren. Die meisten Darstellungen müssen als Einzelfälle diskutiert werden. Die Forschung hat sich aus diesem Dilemma durch verschiedene methodische Zugriffe zu helfen versucht, die letztlich darauf beruhen, um die sicher benannten Münzbilder weitere Porträts zu gruppieren⁶. G. ist sich dieser Probleme und der daraus resultierenden Fragen zwar durchaus bewusst (162f.), anstatt aber offen damit umzugehen und es im Hinblick auf ihre Methode und Fragestellung zielgerichtet zu adressieren, werden in ihrem knappen Einschub alle Bedenken überspielt.

Gerade mit dem Wissen um diese methodischen Schwierigkeiten im Hinterkopf erscheint G.s Konzept der unterschiedlichen ‚Körper‘ des Königs aber vielversprechend. Bei einer Reihe von Porträts ist nämlich nicht in dem Maße, in dem es die Autorin suggeriert, klar, welcher oder ob überhaupt ein Herrscher dargestellt ist. Diese Frage stellt sich besonders dringlich bei den von G. zusammengetragenen Frauenporträts, die sie größtenteils aufgrund des Diadems zu identifizieren meint⁷. Nimmt man aber die herausgearbeitete Typologie des Diadems ernst⁸, die bei gesicherten königlichen Bildnissen auffällig einheitlich ist, dann handelt es sich bei den Stoffbinden auf G.s weiblichen Köpfen meistens nicht um Diademe. G. thematisiert diesen Befund nur bei zweien der weiblichen Porträts, bei denen gar keine Stoffbänder in der Frisur sitzen (G11–G12). Aufgrund der privaten Benutzerkreise geht sie davon aus, dass die Königinnen nicht durch ein Diadem erkennbar gemacht werden mussten und dadurch auch ohne Diadem eine Identifizierung möglich ist (83). Dieser Zirkelschluss überspielt aber den tatsächlichen Befund: manchmal ist das Diadem dargestellt, manchmal aber nicht. Dass dies nicht systematischer thematisiert wird, überrascht hier insofern, als G. an anderer Stelle gerade die gezielte Rezeption von Bildelementen seitens der Auftraggeber betont (90f. 150). Eine entsprechende Differenzierung müsste aber auch andere Aspekte der Bildsprache und die daraus resultierenden Konsequenzen miteinschließen: Wenn kein Diadem dargestellt ist, dann ist potentiell auch eine andere Identifizierung

⁶ Vgl. zur Methode Queyrel 2002, bes. 5; Kyrieleis 2015, 29–33.

⁷ Schon anhand der von G. aufgeführten älteren Benennungsvorschläge stellen sich Zweifel ein für die Identifizierung der folgenden Herrscherporträts (in Klammern ältere, von G. aufgeführte Identifizierungsvorschläge): G10 (hellenistischer Herrscher, Antiochos VIII. Grypos, Ptolemaios XII., Philipp I. Philadelphos, Antiochos III.), G19 (Prinz aus Familie von Ptolemaios III. oder IV., unbestimmter Dynast) oder M18 (Helios-Horus und Selene-Isis, Markus Antonius als Osiris-Helios und Kleopatra VII. als Isis-Selene, Ptolemaios II. und Arsinoë II.).

⁸ Zur Typologie des Diadems ausführlich Salzmann 2012.

möglich. Obwohl sich G. dieser Diskussion teilweise bewusst ist (139f.), wird sie nicht systematisch auf ihr Material angewandt. In der jüngeren Forschung ist dahingehend etwa betont worden, dass in den Darstellungen häufig eine bildliche Ambiguität kreiert wird, bei der die Frage nach der Identifizierung mehr über moderne hermeneutische Probleme als über die antike Darstellungspraxis und ihre intendierten Aussagen mitteilt⁹.

All dies scheint aber anzudeuten, dass die von G. thematisierten ‚Körper‘ – jenseits der Benennung – tatsächlich ein Phänomen umreißen könnten, dass (mindestens) in bildlicher Hinsicht relevant für die Qualitäten des hellenistischen Herrscherbildes ist. Für ein weiterführendes Verständnis hiervon wäre es aber zentral gewesen, zu differenzieren, welche ‚Körper‘ denn in welchen Zusammenhängen verwendet werden, beispielsweise bei Gefäßen oder Siegeln, um nur zwei der von G. gesammelten Medien zu nennen. Schon J. Ma hatte festgestellt, dass die verschiedenen ‚Körper‘ jeweils von spezifischen Situationen geformt werden¹⁰. Für die kleinformatischen Tondo-Bildnisse bietet G.s Untersuchung bereits viele Grundlagen zu diesen Rahmenbedingungen. Vielversprechend wäre hier ein medial differenzierendes Vorgehen gewesen, wie es etwa schon für die Porträtpraxis der römischen Kaiserzeit ausgeführt wurde¹¹. Für die Herrscherrepräsentation des Hellenismus wurde ein solches Vorgehen bislang noch nicht ausführlich erprobt. Ausgehend von den Überlegungen G.s könnten vergleichbare Ansätze aber weiterführende Aussagen erlauben, die über das Herrscherporträt hinausgehen und auch zeitgenössische Darstellungs- und Rezeptionspraktiken miteinschließen¹².

Diese Anmerkungen sollen nicht über das Verdienst von G. hinwegtäuschen. Perspektivisch zeigt sie, dass das hellenistische Herrscherporträt bei Weitem noch nicht ausgeforscht ist und eine differenzierende Untersuchung bisher vernachlässigter Aspekte wichtige neue Erkenntnisse verspricht. In Bezug auf die sehr intensive Erforschung der Porträts der Ptolemäer im Verhältnis zu anderen Herrschern kann man mit Spannung erwarten, ob die Tondo-Bildnisse anderer Dynastien in Zukunft noch von der Autorin vorgelegt werden. Mit „images de pouvoir“ hat G. aber bereits ein bislang wenig beachtetes Material systematisch vorgelegt, mit dem sie sich gewiss in die Standardwerke zum hellenistischen Herrscherporträt einreihen wird. Darüber hinaus gibt sie

⁹ In Bezug auf die Porträts von Königinnen vgl. etwa noch Fulińska 2012, 56–61; Günther 2012, bes. 39.

¹⁰ Vgl. Ma 2010, 151.

¹¹ Für das römische Herrscherporträt s. beispielhaft von den Hoff 2011.

¹² Beispielhaft etwa der mögliche Einfluss von Herrscher- auf Privatporträts („Zeitgesicht“): Koiner 2012; Schreiber 2014–2015.

auch wichtige Impulse, die sicherlich einen großen Einfluss auf zukünftige Studien haben werden.

Bibliographie

- Fulińska 2012 = A. Fulińska, *Divae potentes Cypri? Remarks on the Cult of the Ptolemaic Queens as Aphrodite, Eos* 49, 2012, 47–73
- Günther 2012 = L.-M. Günther, *Polis und Königin. Zur Interpretation von Frauenköpfen auf hellenistischen Münzen, JNG* 62, 2012, 35–53
- Kantorowicz 1992 = E. H. Kantorowicz, *Die zwei Körper des Königs. Eine Studie zur politischen Theologie des Mittelalters* (Stuttgart 1992)
- Koiner 2012 = G. Koiner, *Ptolemies and Cypriots. Imitation and Distinction in Cypriote Portrait Sculpture*, in: P. Scherrer/G. Koiner/A. Ulbrich (Hgg.), *Hellenistisches Zypern. Akten der Internationalen Tagung Graz, 14. Oktober 2010, Keryx* 2 (Graz 2012) 119–158
- Kyrieleis 2015 = H. Kyrieleis, *Hellenistische Herrscherporträts auf Siegelabdrücken aus Paphos (Paphos IV B), AF* 35 (Wiesbaden 2015)
- Ma 2003 = J. Ma, *Kings*, in: A. Erskine (Hg.), *A Companion to the Hellenistic World* (Oxford 2003) 177–195
- Ma 2010 = J. Ma, *Le roi en ses images. Essai sur le représentation du pouvoir monarchique dans le monde hellénistique*, in: I. Savalli-Lestrade/I. Cogitore/M. Amandry (Hgg.), *Des rois au prince. Pratique du pouvoir monarchique dans l'Orient hellénistique et romain (IV^e siècle avant J.-C. – II^e siècle après J.-C.)* (Grenoble 2010) 147–164
- Queyrel 2002 = F. Queyrel, *Les portraits de Ptolémée III Évergète et la problématique de l'iconographie lagide de style grec, JSav* 2002, 3–73
- Salzmann 2012 = D. Salzmann, *Anmerkungen zur Typologie des hellenistischen Königsdiadems und zu anderen herrscherlichen Kopfbinden*, in: A. Lichtenberger (Hg.), *Das Diadem der hellenistischen Herrscher. Übernahme, Transformation oder Neuschöpfungen eines Herrschaftszeichens? Kolloquium Münster, 30.–31. Januar 2009, Euros* 1 (Bonn 2012) 338–383
- Schreiber 2014–2015 = T. Schreiber, *Herrscher ohne Diadem oder ptolemäisches „Zeitgesicht“? Zu den sogenannten Ptolemäerringen im Archäologischen Museum der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster, Boreas* 37–38, 2014–2015, 227–283
- von den Hoff 2011 = R. von den Hoff, *Kaiserbildnisse als Kaisergeschichte(n). Prolegomena zu einem medialen Konzept römischer Herrscherporträts*, in: A. Winterling (Hg.), *Zwischen Strukturgeschichte und Biographie. Probleme und Perspektiven einer römischen Kaisergeschichte* (München 2011) 15–44

Tobias Wild

Albert-Ludwigs-Universität Freiburg

Abteilung Klassische Archäologie

Fahnenbergplatz

D–79085 Freiburg i. Br.

E-Mail: tobias.wild@saturn.uni-freiburg.de

Phillippe DELLA CASA – Eckhard DESCHLER-ERB (Hgg.), Rome's Internal Frontiers. Proceedings of the 2016 RAC Session in Rome. Zurich Studies in Archaeology Bd. 11. Zürich: Chronos Verlag 2017, 180 S., 90 farb. Abb.

Verbreitungsbilder von Artefakten regten die archäologische Forschung seit dem späten 19. Jahrhundert dazu an, „Kulturkreise“ zu definieren und auf dieser Basis Siedlungsräume ethnischer Gruppen, deren (Fremd)bezeichnung in lateinischen und griechischen Schriftquellen überliefert ist, zu lokalisieren. Diese Herangehensweise provoziert seit nunmehr fast zwei Jahrzehnten eine heftige Diskussion über die Interpretierbarkeit materieller Quellen im Hinblick auf die Benennung, Definition und Lokalisierung antiker Ethnien und Identitäten.¹ Die Archäologie der Römischen Provinzen/Provinzialrömische Archäologie befasst sich im Zusammenhang mit der Frage nach provinziellen Identitäten ebenfalls mit diesem Thema, jedoch kommt in der römischen Archäologie ein weiterer Aspekt hinzu: die Auswirkungen der auf die Provinzen bezogenen Außen- und Binnengrenzen.² Denn die Großmacht Rom strukturierte die eroberten und im Nachgang als Provinzen eingerichteten Regionen mit einem hierarchischen System administrativer und territorialer Einheiten. Diese Einheiten – Provinzen, Civitates, und städtische Territorien – vereinigten eine Vielzahl ganz unterschiedlicher Identitäten und sozialer Gruppierungen und man darf – vielmehr muss – innerhalb einer Provinz von sozial und ethnisch komplexen und heterogenen Verhältnissen ausgehen. Neben den ethnischen und sozialen Strukturen prägte aber auch die Ökonomie die All-

¹ S. Brather, *Ethnische Interpretationen in der Archäologie. Geschichte, Grundlagen und Alternativen* (Berlin 2004); vgl. dagegen z.B. V. Bierbrauer, *Ethnos und Mobilität im 5. Jahrhundert aus archäologischer Sicht. Vom Kaukasus bis Niederösterreich*. Abhandl. Bayer. Akad. d. Wiss. Phil.-Hist. Kl. N. F. 131 (München 2008); ders., *Vom Schwarzmeergebiet bis nach Pannonien. Ethnische Interpretationsprobleme am Ende des 4. und in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts*. In: T. Vida u.a. (Hgg.), *Romania Gothica 2, The Frontier World. Romans, Barbarians and military culture. Proceedings of the International Conference*. Exemplarisch haben sich mit der materiellen Kultur und den kulturellen Verhältnissen zwischen Provinz- und Binnengrenzen beschäftigt z.B. A. Heising, *Kommunikationsräume innerhalb römischer Provinzen. Das Beispiel Germania Superior – eine Provinz mit zwei Gesichtern?* In: S. Brather/J. Dendörfer (Hgg.), *Grenzen, Räume und Identitäten. Der Oberrhein und seine Nachbarregionen von der Antike bis zum Hochmittelalter*. Archäologie und Geschichte. Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland 22 (Ostfildern 2017) 199-237; M. Konrad, *Ungleiche Nachbarn. Die Provinzen Raetien und Noricum in der römischen Kaiserzeit*. In: H. Fehr/I. Heitmeier (Hgg.), *Von Raetien und Noricum zur frühmittelalterlichen Baiuvaria*. Kongressakten Benediktbeuern 2009 (2012) 21-72; S. v. Schnurbein, *Die kulturgeschichtliche Stellung des nördlichen Rätien*. Ber. RGK 63, 1982, 5-16; M. Gschwind/S. Ortisi, *Zur kulturellen Eigenständigkeit der Provinz Raetien - Almgren 86. Die raetische Form der sog. pannonischen Trompetenfibeln*. Germania 79, 2001, 401-416.

²

tagskultur in einer Provinz. Sie war abhängig von den wirtschaftlichen Einrichtungen in der Provinz selbst, insbesondere aber auch von den ökonomischen Verbindungen in andere Regionen des Imperium Romanum. Heterogene und teilweise Provinzgrenzen überschreitende Verbreitungsbilder vor dem Hintergrund dieser Situation zum Gegenstand eines Forschungsprojekts zu machen, war das Anliegen eines trinationalen Forschungsprojekts (D-A-CH) der Universitäten Innsbruck, Zürich und Freiburg i. Br. mit dem Titel „*Limites inter Provincias*“. Die im Rahmen eines internationalen Kolloquiums 2016 präsentierten Zwischenergebnisse des Projekts sind Gegenstand der hier vorzustellenden Publikation.

Verschiedenen Beiträgen, welche die zentralen Fragestellungen anhand der konkreten materiellen Sachlage diskutieren, geht ein Block voraus, der die Schriftquellen und übergeordnete Aspekte zu Grenzen und Identitäten in den römischen Provinzen behandelt.

Der Beitrag von Anne Kolb und Lukas Zingg, „*The importance of internal borders in the Roman Empire: Written sources and model cases*“ stellt die wichtigsten Quellen zusammen, welche Aussagen über die Wahrnehmung und den Umgang der Römer mit Grenzen zulassen. Grenzen beziehen sich hier auf verschiedene Arten von Territorien, vom Gebiet einer Civitas oder eines Stadtterritoriums über Zollbezirke bis hin zu Provinzgrenzen oder Stammesgebieten. Die Autoren können überzeugend darstellen, wie die verschiedenen Grenzen nicht nur in der römischen Wahrnehmung gegenwärtig waren, sondern auch unterschiedliche Arten der Kennzeichnung erfahren haben. Dadurch kommt zum Ausdruck, dass die Provinzgrenzen nicht nur wahrgenommen, sondern zugleich als Übergangsräume verstanden wurden, denen man respektvolle Ehrfurcht zollte. Grenzschriften scheinen zudem, so Befunde in Moesien, im Zusammenhang mit Grenzverschiebungen zur Klärung der territorialen Verhältnisse für unabdingbar erachtet worden zu sein, was wiederum ein bezeichnendes Licht auf die Bedeutung der Grenze für die Kennzeichnung des Zuständigkeitsbereichs der römischen Beamten wirft.

Die gut ausgewählten Beispiele zeigen, dass die Grenzen auf römischer Seite politisch, administrativ und ideologisch eine bedeutende Rolle spielten und einen realen Zweck vorwiegend trennenden und ordnenden Charakters verfolgten.

Es ist allerdings bemerkenswert, dass den Provinzgrenzen in den Schriftquellen eine wesentlich größere Bedeutung beigemessen wird, als sich dies in den nachfolgenden, auf den materiellen Quellenstudien beruhenden Untersuchungen abzeichnet. An diese Beobachtung lassen sich die Thesen von

Stefanie Hoss in ihrem Beitrag „Each an entity unto itself? Defining Roman provincial identities on the basis of material culture“ unmittelbar anknüpfen. Sie geht zurecht von der Fragestellung aus, ob wir aufgrund einer für fast alle Provinzen nachweisbaren sozialen und ethnischen Heterogenität überhaupt eine auf die Provinzzugehörigkeit bezogenen Identität voraussetzen dürfen. Zunächst stellt sie anhand verschiedener Beispiele Einendes und Trennendes innerhalb einer Provinz einander gegenüber, nicht ohne zu betonen, dass eine „gemeinsame Kultur“ sich gerade auch provinzübergreifend formierte.³ Daher sei vielmehr die „kulturelle Praxis“ – man könnte in diesem Fall vielleicht sogar etwas treffender von der „kulturellen Realität“ sprechen – das, worin sich die Provinzen unterscheiden. „Hybridität“, „Bricolage“, „Amalgamisierung“ als Bezeichnungen für die unterschiedlichen Ergebnisse sehr spezifischer transkultureller Prozesse in den römischen Provinzen sind in den letzten Jahren vielfach bemüht worden, um das Wesen provinzieller Identität(en) zu benennen. Gleichwohl fordert neuerdings die forschungsgeschichtlich begründete Methoden- und Quellenkritik durch Petra Wodtke eine grundlegend andere Herangehensweise an diese Fragen als dies bisher geschah.⁴ Ungeachtet dessen bestehen je nach „Wirkungsgrad“ des römischen und Virulenz des autochthonen Substrats zwischen den einzelnen Provinzen große Unterschiede, weshalb Hoss zurecht sowohl auf die selektive Rezeption römischer Vorbilder und nachfolgende Prozesse einer fragmentierten und eklektizistischen provinziellen Kultur („bricolage“) als auch auf Verschmelzungsprozesse („Amalgamisierung“) zwischen lokalen und römischen Elementen hinweist, an deren Ende immer eine für jede einzelne Provinz spezifische Kultur stehe. Damit zeichnet sich nach Hoss die provinzielle Identität überwiegend als kulturelle Identität aus. Ob diese generalisierende Sichtweise speziell für die römische Antike zutreffen kann, wage ich zu bezweifeln, wenn man die hohe Zahl gezielt initiiert und durchaus auch frequentierter „identitärer Ankerplätze“ in den Provinzen berücksichtigt, zu denen nicht nur die Provinzialland-

³ Zu ergänzen wären hier z.B. B. Pferdehirt, Die Entstehung einer gemeinsamen Kultur in den Nordprovinzen des Römischen Reiches von Britannien bis zum Schwarzen Meer. Mosaiksteine, Forschungen am Römisch-Germanischen Zentralmuseum 3 (Mainz 2007), vgl. auch www.rgzm/transformation; S. Alcock u.a. (Hgg.), Beyond Boundaries. Connecting Visual Cultures in the Provinces of Ancient Rome (Los Angeles 2016); R. Witcher, The globalized Roman World. In: T. Hodos/A. Geurds (Hgg.), The Routledge handbook of archaeology and globalization (New York/London 2017) 634-652; R. Hingley, Globalizing Roman Culture. Unity, diversity and empire (London 2007); J. Huskinson, Experiencing Rome. Culture, identity and power in the Roman Empire (London 2000); L. Ray, Cultural Identity in the Roman Empire (London 1998).

⁴ Paradigmatische Darstellung der interpretativen Problemlage am Beispiel der Provinz Epirus durch P. Wodtke, Dies ist kein römisches Objekt. Ein archäologisch-semiotischer Zugang zur materiellen Kultur der Provinz Epirus Berlin Studies of the Ancient World 54 (Berlin 2018).

tage, sondern auch zentrale Heiligtümer und nicht zuletzt zentrale Feststätten des öffentlichen Raumes zählten. Auch zeigt gerade der Denkmälerbestand in Gebieten, wo Römer und Einheimische enge Kontakte hatten (z.B. Mainz), einen zunehmenden Rückgang lokaler und „hybrider“ Identitäten. Daher stellt sich die Frage, was sich in solchen Regionen im 2. Jahrhundert überhaupt noch an lokalem kulturellen Substrat und Hybridität sicher greifen lässt.

Mit dem Beitrag „Römische Provinzgrenzen = Kulturgrenzen? Das Beispiel der *finis provinciae* zwischen den Provinzen *Germania Superior* und *Raetia*“ von Alexander Heising beginnen die materialbasierten Einzeluntersuchungen. Seine Studie rekurriert auf ein im D-A-CH-Projekt an der Universität Freiburg i. Br. angesiedeltes Teilprojekt – in diesem Band vorgestellt im Beitrag von S. Schröer –, in dem systematisch Daten zu provinziellen Identitäten in Obergermanien erfasst werden. Auf sie kann Heising zurückgreifen, wenn er die Vorkommen von Keramik, Denkmälern der Religiosität oder Ausstattungsmerkmale der zivilen Architektur in den beiden Provinzen miteinander vergleicht, um festzustellen, dass die Provinzgrenze zwischen Raetien und Obergermanien nicht oder nur eingeschränkt auch eine kulturelle Scheidelinie war. Sehr eindrücklich lässt sich anhand der Verbreitung u.a. der Terra-Nigra-Schüsseln Drack 21 und der Mortaria mit Namensstempel, aber auch anderer Gattungen wie z.B. der „Rätischen Ware“ zeigen, dass das südliche Obergermanien und Raetien einen mehr oder weniger geschlossenen Verbreitungsraum darstellen, an dem das nördliche Obergermanien nicht beteiligt war. D.h. die Provinzgrenze hatte offensichtlich keinen Einfluss auf die Verbreitung dieser Warengattungen. Wiewohl Heising anhand der Vorkommen spätsüdgallischer Terra Sigillata auf den Einfluss der Handelswege beim Zustandekommen von Verbreitungsbildern hinweist, interpretiert er diesen „Keramikkreis“ dennoch als Niederschlag eines räumlich begrenzten Ideenaustauschs. Weiterführend in dieser Frage wären gerade bei der Keramik archäometrische Analysen, um überhaupt zu wissen, ob die Verbreitungskarten Absatzräume oder – im Sinne Heising – „Ideenräume“ widerspiegeln. Welche „Idee“ sich allerdings hinter der Verwendung einer Knickwandschüssel, von bemalten Flaschen, metallisch glänzendem Trinkgeschirr oder einer gestempelten Reibschale verbergen könnte, würde man gerne erfahren.

Die Interpretation unterschiedlicher Verbreitungsbilder materieller Zeugnisse des geistigen und religiösen Lebens als Niederschlag eines „Ideenraumes“ erscheint hingegen durchaus plausibel. Herausgegriffen wurden hierfür Mithrasheiligtümer und Jupitersäulen überwiegend aus dem nördlichen Obergermanien, denen die Konzentration von Urnengräbern mit Brandschüttung im südlichen Obergermanien gegenübersteht. Heising geht sicher richtig, bei der Beurteilung dieser Befundlage die militärischen Zonen als

eigene Kulturräume zu definieren, dem Diktum des „Kulturgegensatzes“ militärisch versus zivil kann man sich allerdings wohl kaum anschließen. Gleichwohl stehen wir auch im militärischen Bereich vor der Notwendigkeit zu differenzieren: einerseits zwischen Standorten von Legions- und Auxiliareinheiten, andererseits zwischen Plätzen mit neu installierten Truppen und solchen, die auf eine lange Tradition als Garnisonsorte zurückblicken und für die – sofern nicht eine neue Einheit dorthin verlegt wurde –, nicht im gleichen Umfang mit dem Transfer neuer Ideen zu rechnen ist wie bei neu eingerichteten Militärstandorten. Für diesen Aspekt könnten gerade auch den Pfeilergrabmälern im Limesgebiet Aussagekraft zukommen. Ein gewisses „Eigenleben“ der Militärstandorte zeichnet sich erwartungsgemäß in den Vorkommen von Objekten aus, die auch jenseits des Limes auftauchen und Zeugnisse translimitaner Kontakte sind (z.B. Rahmenscheibenfibeln mit Pressblechauflage, Abb. 9).

Ausgesprochene Vorsicht sei hingegen bei der Interpretation der Villen aus Stein im rätischen Limesgebiet nördlich der Donau angeraten. Zum einen, weil hier der Ausbau mit Villen erst zu einer Zeit stattfand, als Steinarchitektur allgemein üblich wurde, zum anderen, weil nur die wenigsten Villen modern gegraben sind und wir häufig gar nicht wissen, ob nicht – wie bei vielen Villen südlich der Donau – unter der Steinbauphase ein Holzvorgänger verborgen liegt.⁵

Als Fazit resümiert Heising die untergeordnete Rolle der Provinzgrenze gegenüber anderen ordnenden Parametern. Das Beispiel Obergermaniens mit einem nördlichen, stark militärisch geprägten Teil, der Zeit seines Bestehens eine große territoriale und bevölkerungsgeschichtliche Dynamik erlebte, und einem südlichen Teil, den sehr viel mehr Kontinuität auszeichnet, eignet sich dafür besonders gut. Eine maßgebliche Grenze des „kulturellen Habitus“ zieht er zurecht zwischen den Grenzzonen und den Binnenräumen der Provinz. Angesichts dieser Feststellung wünscht man sich allerdings präzisere Ausführungen, was mit dem „kulturellen Habitus der Normalbevölkerung“ eigentlich gemeint ist.

Ebenfalls aus dem Freiburger Projekt entstand der Beitrag zum laufenden Promotionsvorhaben von Sandra Schröer „Grenzen berechnen? Siedlungsmusteranalysen im Bereich der nördlichen Provinzgrenze zwischen Rätien und Obergermanien“. Schröer versucht, mittels GIS-gestützter Raumanalysen den nach wie vor nicht sicheren Verlauf der Grenze zwischen Obergermanien und Raetien südlich der Provinzgrenze im Rotenbachtal näher einzugrenzen.

⁵ Z. B. M. Pietsch, Ganz aus Holz. Römische Gutshöfe in Poing bei München. In: G. Seitz (Hg.), Im Dienste Roms. Festschrift für Hans Ulrich Nuber (Remshalden 2006) 339-349; vgl. nun auch die neu entdeckten römischen Gehöfte aus Holz auf der ICE-Trasse Ulm–Stuttgart: S. Hye u.a. (Hgg.), 41 Minuten. Auf archäologischem Gleis über die Schwäbische Alb. Begleitbuch zur Ausstellung. Museum Ulm, 25. November 2017–8. April 2018 (Ostfildern 2017) 48-55; 92-101.

Dabei bedient sie sich des „Kerndichteschätzungsverfahrens“, dessen Grundlage die bekannten Fundstellen sind. Unter Berücksichtigung der Auffindungswahrscheinlichkeit kommt sie zur Rekonstruktion der Einzugsgebiete von Vici und diesen hierarchisch übergeordneten regionalen Zentren. Die Kartierungen spiegeln zugleich einen siedlungsarmen Streifen auf der mittleren Schwäbischen Alb wider, der Schröer dazu veranlasst, in diesem Bereich – und damit wesentlich weiter südlich als bislang vermutet – die Provinzgrenze zwischen Obergermanien und Raetien zu verorten und den Freistreifen als Evidenz einer politisch-administrativen Scheidelinie zu interpretieren. Dass diese Scheidelinie zugleich im Bereich einer naturräumlichen Ungunsthzone liegt, ist demnach vielleicht kein Zufall, sondern eine kluge und ganz gezielte Ausweisung einer politisch-administrativen Grenze.

Im umfangreichsten Teil des Bandes wird an konkreten Materialgruppen der Frage von Grenzen nachgegangen.

Für die Untersuchung „kultureller Verbindungen“ zwischen römischen Provinzen sind Fibeln häufig herangezogene Objekte.⁶ Katharina Blasinger und Gerald Grabherr wählen für ihren Beitrag „Brooches as indicators for boundaries of regional identity in western Raetia“ drei Fibeltypen und ihre Verbreitungsgebiete aus: frühe „Fibeln mit beißendem Tierkopf“, Bügelscharnierfibeln vom „Typ Sontheim“, Trompetenfibeln Almgren 86 Var. und Scharnierarmfibeln vom Typ Strad. Damit verfolgen die Autoren einen diachronen Ansatz. Die Konzentration einzelner Varianten, die überwiegend auf technischen Unterscheidungsmerkmalen beruhen, führen sie zurecht auf unterschiedliche Werkstätten und ihre Absatzgebiete zurück (z.B. Trompetenfibeln mit Scharnier). Fibeln wurden lange Zeit aber auch als „Leitfossilien“ regionaler Identitäten angesehen. An dieser Frage setzt nun der Vergleich zwischen den Provinzen Raetien und Obergermanien an, namentlich Augst und Oberwinterthur im südlichen Obergermanien, gegenüber Kempten, Bregenz und Chur im südlichen Raetien. Die Autoren unterscheiden zwischen den Konstruktionsprinzipien der Fibeln, quantifizieren aber auch die Typen selbst. Die Verbreitungsbilder scheinen teilweise bereits innerhalb einer Provinz regional sehr lokal verbreitet gewesen zu sein, zugleich sind häufig auch grenzüberschreitende Verbreitungsbilder als „Grundrauschen“ festzustellen. Nach Ansicht der Autoren geben die Provinzgrenzen also keinen Anhaltspunkt für die Separierung regionaler bzw. provinzieller Identitäten, was freilich die dies-

⁶ Z.B. zuletzt für den Bearbeitungsraum G. Grabherr/Th. Schierl (Hgg.), *Verwandte in der Fremde. Fibeln und Bestandteile der Bekleidung als Mittel zur Rekonstruktion von interregionalem Austausch und zur Abgrenzung von Gruppen vom Ausgreifen Roms während des 1. Punischen Krieges bis zum Ende des Weströmischen Reiches*. Akten des Internationalen Kolloquiums Innsbruck 27. bis 29. April 2011. Ikaros 8 (Innsbruck 2013).

bezügliche, nicht unumstrittene Interpretierbarkeit von Fibeln voraussetzt. Auf die unterschiedlichen Quantitäten von Hülsenspiralfibeln bzw. kräftig profilierten Fibeln im obergermanischen Augst und Oberwinterthur bzw. im rätischen Kempten, Bregenz und Chur (Abb. 13) sei dennoch hingewiesen. Darüber hinaus sei nicht vergessen: Fibeln sind nur eine von mehreren Komponenten der Kleidung und des Kleidungszubehörs und daher auch nur in einer gesamthaften Betrachtung des vestimentären Habitus aussagekräftig.

Arpad Langer beschäftigt sich in einem numismatischen Beitrag „Bregenz/Brigantium und die Frage nach der Grenze zwischen Rätien und Obergermanien aus numismatischer Sicht“ mit den Münzvorkommen in Bregenz. Bei seiner Untersuchung legt Langer den Fokus auf die Phase der augusteisch-tiberischen Zeit und die Zeit des Gallischen Sonderreichs, mit dem Ziel, für die betreffenden Perioden die Herkunft der Bregenzer Münzvorkommen zu definieren und sie mit dem Münzbestand zeitgleicher ziviler und militärischer Fundplätze Raetiens und Obergermaniens zwischen Donau und Alpenrand zu vergleichen. Die Untersuchung zeigt, dass in augusteischer Zeit die Versorgung des augusteischen Bregenz sehr stark an Oberitalien gebunden ist.⁷ Zugleich sind in demselben zeitlichen Horizont wie auch beim keramischen Fundbestand (s.u.) intensive wirtschaftliche Verbindungen nach Gallien offenkundig.

Für die Zeit des 3. Jahrhunderts kann die Numismatik einen wichtigen Beitrag zur politisch-administrativen Situation der Provinz Raetien leisten. Bregenz wurde bis um 270 n. Chr. überwiegend mit regulären Gallienusprägungen aus Rom versorgt. Mit einem Vorherrschen italischer Prägungen auch zur Zeit des Gallischen Sonderreiches steht Brigantium, allerdings mit einer sehr geringen Gesamtzahl von 34 Münzen aus dieser Zeit, wiederum im Gegensatz zu dem

⁷ Langer wertet 1373 Münzen aus, man kann allerdings nur vermuten, dass die Hauptbasis der Fundmünzenkatalog Overbecks mit 1059 Exemplaren ist. Woher die anderen 278 Münzen stammen und ob es sich ausschließlich um Siedlungs- oder auch um Grabfunde handelt, geht aus dem Text nicht hervor. Weniger für das vorgegebene Rahmenthema, jedoch für die Frage der Anfangsdatierung und der Funktion von Bregenz in mittel-augusteischer Zeit ist interessant, dass das weitgehende Fehlen von Gegenstempeln auf Nemaususassen neuerlich auf einen alpenfeldzugzeitlichen Horizont hinweist. Wenn zugleich das Verhältnis von Nemaususassen der Serie I zu den beiden Lyoner Altarserien einen typisch nachaugusteischen Münzbestand widerspiegelt, so gibt dieser Widerspruch Anlass zu der Frage, ob der frühe Bestand an Nemaususassen möglicherweise einen isolierten Befund repräsentiert, der auf einen zeitlich und/oder topographisch separierten, dangstettenzeitlichen Nukleus zurückgeht. Zurecht erwägt bereits der Autor die grundsätzliche Möglichkeit der Umlagerung älterer Schichten. Auffallend ist zudem, dass demgegenüber der (spät)augusteisch-tiberische Münzhorizont kein charakteristisch militärisches Profil aufweist und mit einer hohen Zahl an italischen Münzmeister-Assen die besten Analogien in den zeitgleichen zivilen bzw. militärisch-zivilen Fundplätzen *Cambodunum* und *Augusta Raurica* findet.

Münzbefund in Vindonissa, womit sich ein weiterer Baustein für die Frage der Dauer der Zugehörigkeit Raetiens zum Gallischen Sonderreich beibringen lässt⁸. Langer versteht es, mit seinem Beitrag zu zeigen, wie stark Topographie, natürliche Verkehrswege, primär aber doch die administrativen Strukturen die Münzzufuhr und die monetären Zirkulationsmechanismen bestimmt haben.

Mit mehreren Beiträgen sind Keramikforschungen in dem Band repräsentiert. Die These, dass die Rolle der Provinzgrenze für Belieferungsmechanismen zu vernachlässigen ist, wird gestützt durch die Untersuchung von Ruth Irovec und Julia Rabitsch zum Bestand ausgewählter Importkeramik (Terra Sigillata, Amphoren und Fine Ware) von der „Gmeinerwiese“ in Bregenz („Ceramics know no boundaries: Imported goods in the Roman settlement of Brigantium/Bregenz“). Auch hier zeigt sich, dass zum Beginn römischer Präsenz Italien und der Adriaraum noch eine zentrale Rolle für die Belieferung von Bregenz spielen, ihre Produkte aber seit der Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr. durch Importe aus Süd-, später aus Mittelgallien verdrängt werden. Lohnenswert wäre nach Ansicht der Rezensentin auch ein justierender Blick auf die Gebrauchskeramik gewesen, mit dem Fokus auf der Frage, ob sie dieselben Verbindungen widerspiegelt wie die Importkeramik. Auch vermisst man in diesem Beitrag grundlegende überlieferungskritische Ausführungen, etwa in Bezug auf die Frage, ob und inwiefern die hier ausgewählten Baulichkeiten auf dem nordöstlichen Siedlungsareal des römischen Brigantium („Gmeinerwiese“) repräsentativ für die Siedlung insgesamt sind, da sich die römische Bebauung der „Gmeinerwiese“ von den weiter im Südwesten liegenden, u.a. militärisch genutzten Arealen bzw. Zonen des öffentlichen Raumes funktional grundlegend unterscheidet.

Nadja Melko greift erfreulicherweise als einzige unter den Autorinnen und Autoren mit einem in ihrem einleitenden Abschnitt profunden theorieorientierten Beitrag „Different pots – different province? The difficulty of identifying frontiers through material culture“ Fragen der Ursachen von Binnengrenzen auf und hebt dabei insbesondere auf Räume als Aktivitätszonen ab. Allerdings lassen die heterogenen Verbreitungsbilder der verschiedenen im Vicus von Kempraten nachgewiesenen Keramiktypen nicht auf die Existenz eines homogenen „keramischen Raums“ schließen. Ausgesprochen bemerkenswert ist die Unterscheidung eines in Kempraten vorhandenen Keramikspektrums, das an der Provinzgrenze zwischen Obergermanien und Raetien

⁸ Zu ergänzen hierzu zuletzt C. S. Sommer, „... a barbaris occupatae ...“. Bezahlte Freunde? Zur Rolle der Germanen in Süddeutschland in den Auseinandersetzungen zwischen Gallischem Sonderreich und Rom. In: P. Henrich (Hg.), *Der Limes in Raetien, Ober- und Niedergermanien vom 1. bis 4. Jahrhundert. Beiträge zum Welterbe Limes 8* (Darmstadt 2014) 35-53 mit weiteren Referenzen.

halt macht (z.B. Keramik mit Augendekor), von keramischen Gruppen mit grenzüberschreitenden Vorkommen im Süden der Provinzen Obergermanien und in Raetien, ohne dass die Ursachen hierfür bekannt wären.

Dem Beitrag lässt sich der Aufsatz „Mortaria and cooking pots – explaining boundaries: An approach“ von Verena Jauch an die Seite stellen, die für Mortaria („Rätische Reibschalen“) und andere Materialgruppen (Kochtöpfe, und Lavezimitationen) ebenfalls sehr individuelle, teils durchaus auch grenzüberschreitende Verbreitungsbilder nachweisen kann. Sie hält unter Berücksichtigung ethnographischer Vergleiche, aber auch der schriftlichen Evidenz zur Organisation des Töpferwesens fest, dass wechselnde Eigentumsverhältnisse, arbeitsorganisatorische und -ökonomische Prozesse und Regularien (z.B. Verträge) und nicht zuletzt die Nachfrage die Ursache solcher Verbreitungsbilder sein können, womit einmal mehr die „kulturellen Verbindungen“ in den Fokus der Interpretation rücken. Hingegen scheinen sich die administrativen Rahmenbedingungen in Form von Grenzen und Zollgrenzen kaum auf die Absatzgebiete auszuwirken. Auch diese Untersuchung zeigt, dass gerade im Bereich der Keramikforschung derzeit noch mehr zu konstatieren als zu erklären ist. Die offenen Fragen der beiden letztgenannten Beiträge zeigen, wie wichtig es ist, solche Ergebnisse zum Anlass zu nehmen, um mit geeigneten archäologischen und naturwissenschaftlichen Verfahren Netzwerkmodelle kritisch zu hinterfragen.⁹

Einem ganz anderen Sujet widmet sich der abschließende archäobiologische Beitrag „Searching for Rome's boundaries: An archaeobiological perspective“ von Sabine Deschler-Erb, die anhand des Tierknochenspektrums verschiedener Fundplätze im Dreieck zwischen Avenches, Bregenz und Chur der Frage des Einflusses naturräumlicher Faktoren im Tierknochenbestand und den daraus resultierenden Speisegewohnheiten nachgeht. Es verwundert zwar nicht, dass in den Siedlungen der alpinen Regionen ein deutlich höherer Wildtierbestand zu verzeichnen ist, gleichwohl liegt mit diesem vergleichenden Beitrag nun erstmals belastbares Zahlenmaterial vor. In den naturräumlich gemäßigten Kulturlandschaften indiziert das Tierknochenspektrum hingegen eine ausgeprägte Weidewirtschaft und Viehhaltung. Dort lassen sich wiederum städtische Kontexte von ländlichen durch unterschiedlich hohe Schweineknochenanteile unterscheiden, was zeigt, dass neben Umweltfaktoren auch zivilisatorische und soziale Ursachen einen spezifischen Speisetier-

⁹ T. Brughmans/J. Poblome, *Pots in Space. An Exploratory and Geographical Network Analysis of Roman Pottery Distribution*. Oxford University Press (Oxford im Druck); U. Brandes/G. Robins/A. McCraine/S. Wasserann, *What is network science? Network Science* 1, 2013/1,1–15.

bestand bedingen können. Die Jagd-Tierhaltungs-Grenze verläuft also auch hier unabhängig von den politischen Grenzen.

Der Gesamtwürdigung der Sammelschrift seien einige Kritikpunkte zu redaktionellen und formalen Aspekten vorangestellt. Eine benutzerfreundliche Gestaltung hätte Kolumnentitel vorgesehen, auch etliche Graphiken hätten durch eine redaktionelle Überarbeitung an Wert gewonnen (s.u.). So sind z.B. im Artikel von Alexander Heising die Legenden teilweise unvollständig (z.B. fehlt die Erklärung der Punktgrößen in den Abb. 2,7 und 11). Beim Beitrag von Sandra Schröer wäre für die räumliche Orientierung auf der Übersichtskarte Abb. 1 wünschenswert gewesen, nicht nur die Fundorte mit Signaturen zu versehen, sondern auch die wichtigsten modernen Zentralorte auszuweisen (z.B. Welzheim, Aalen, Heidenheim, Günzburg) und die Flüsse zu benennen. Die Tabelle im Beitrag von Ruth Iroev und Julia Rabitsch ist orthographisch fehlerhaft und uneinheitlich, die Tabellenbeschriftung unvollständig, insbesondere hätte man für die Tabelle – analog zum Text – eine chronologische Differenzierung erwartet, um die Argumentation und das Ergebnis nachvollziehen zu können. Auch die Farbabstufungen, die für unterschiedliche Herkunftsgebiete der Amphoren stehen sollten, lassen sich nicht verifizieren.

Die in fast jedem Beitrag wiederkehrende Nennung von Fragestellungen des D-A-CH-Projekts wäre in einer leitfragenorientierten Einleitung besser positioniert gewesen. Bei der knapp zweiseitigen „Introduction“ von Eckhard Deschler-Erb vermisst man allerdings eine problemorientierte Beschreibung des Vorhabens ebenso wie eine vergleichende Interpretation der Beiträge im Hinblick auf ihre Aussage zum Rahmenthema des Projekts und des Kolloquiums. So aber stehen die Beiträge mehr oder weniger als *disiecta membra* nebeneinander und es bleibt dem geneigten Leser überlassen, sich sein eigenes Bild über die Materie zu machen. Dies ist allerdings eine Herausforderung, denn die hier vorgetragenen Ergebnisse stehen doch mehr oder weniger als Solitäre im Raum und sind nur bedingt miteinander verknüpfbar. Dadurch zeigt sich einmal mehr, wie vorteilhaft es gerade bei so komplexen Themen sein kann, den Teilnehmern einen Leitfragenkatalog an die Hand zu geben.

Das etwas unbefriedigende Gefühl, mit dem einen der Band am Ende alleine lässt, würde sich vielleicht nicht in dem Maße einstellen, wenn zu drei wichtigen Themenbereichen weitere Beiträge aufgenommen worden wären. Sie hätten den Band nicht nur inhaltlich bereichert, sondern hätten die Einzelbeiträge auch inhaltlich verklammern können. Es geht hier vor allem um die Konkretisierung von Schlagworten, die in etlichen Beiträgen bezugsneutral verwendet werden. „Kultur-“ oder „Ideenräume“ sind aber nicht im sterilen

Raum verankert, sondern es stehen hinter diesen Begriffen reale Personen und Institutionen als „Kultur- und Ideenträger“, „Transmitter“, „Transmissionsriemen“, „Katalysatoren“ usw. Mithin sind alle am Ideentransfer aktiv oder passiv beteiligten Personen bei der Diskussion von Kulturräumen eine unverzichtbare Größe und entsprechend wären Quellen zu berücksichtigen gewesen, welche Auskünfte über die Provenienz und die Netzwerke der provinziellen Rezipienten römischer Kultur im Arbeitsgebiet geben. Gerade in der Archäologie der Römischen Provinzen sind wir durch das epigraphische Material in der glücklichen Lage, uns zu diesen Fragen auf verlässliche Informationen berufen zu können, um hinter neutralen Begriffen wie „Einflüssen“ und „Ideen“ Akteure und Protagonisten zu verorten. Damit hätte konkret auf die Fallbeispiele bezogen auch diskutiert werden können, welche Rolle welcher Bevölkerungsgruppe bei der Entstehung von Verbreitungsbildern zugekommen sein könnte.

Auch wäre eine Darstellung und Diskussion der Quellenevidenz zu den Zollgrenzen und Zollmodalitäten und deren mögliche Auswirkungen auf den Warenverkehr wünschenswert gewesen, insbesondere, da im Hinblick auf die Zugehörigkeit Raetiens zum gallischen oder illyrischen Zollbezirk (vgl. Beitrag Heising S. 27 versus Schröer S. 43 mit knapper Darstellung der Quellenlage) unterschiedliche Meinungen wiedergegeben sind.

Und schließlich sollten bei einem Projekt von wissenschaftlicher Exzellenz mit diesem Rahmenthema Raumtheorien einen Platz finden. In einer Publikation zu Raumfragen ist es unverzichtbar, die aus dem „spatial turn“ resultierende Diskussion zur Kulturraumforschung und deren Bedeutung für die Leitfragen des Projekts an zentraler Stelle zu behandeln.¹⁰

Doch diese Anmerkungen sollen den Wert der Publikation nicht schmälern. Es gelingt, an verschiedenen regionalen und methodischen Beispielen zu zeigen, dass (römische) Grenzen neben administrativen und politischen Rahmenbedingungen auch kulturelle und soziale Realitäten und Identitäten, aber auch Netzwerke verschiedenster Art widerspiegeln können. Damit können sie ebenso für gewachsene Strukturen in den römischen Provinzen stehen, wie sie zugleich multikausalen dynamischen Prozessen unterliegen. Festzustellen ist

¹⁰ Z.B. zusammenfassend mit weiterführender Literatur St. Günzel, Raum. Eine kulturwissenschaftliche Einführung²(Bielefeld 2018); ders., Raum. Ein interdisziplinäres Handbuch (Stuttgart 2010); J. Döring, Spatial turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften (Bielefeld 2008); auf die aktuelle archäologische Diskussion um Räume, Identitäten und die Interpretation von Verbreitungsbildern bezogen nun R. Schreg, Interaktion und Kommunikation im Raum. Methoden und Modelle der Sozialarchäologie. In: Brather/Dendörfer (Hgg.) (wie Anm. 2) 455-492 mit umfassenden Referenzen.

zudem, dass die politisch-administrativen Grenzen im Bearbeitungsgebiet Obergermaniens und Raetiens weder ökonomische Netzwerke noch ethnische Entitäten voneinander separiert haben. Gleichwohl lassen sich innerhalb ein und derselben Provinz Phänomene räumlich voneinander abgrenzen, welche die Provinz als inhomogenen Kulturraum ausweisen. Wir erkennen also die in der materiellen Kultur sich abzeichnende Durchlässigkeit von Provinzgrenzen, welcher intraprovinziale Entitäten an die Seite zu stellen sind. Ein materialbasiertes und zugleich theorieorientiertes Erklärungsmodell ist von der Abschlusspublikation des D-A-CH-Projekts mit Spannung zu erwarten.

Prof. Dr. Michaela Konrad
Otto-Friedrich-Universität Bamberg
Institut für Archäologische Wissenschaften, Denkmalwissenschaften und
Kunstgeschichte
Archäologie der Römischen Provinzen
Am Kranen 14
D-96047 Bamberg
E-Mail: michaela.konrad@uni-bamberg.de

Theodor HAUSCHILD – Felix TEICHNER, Der römische Tempel in Évora (Portugal). Bauaufnahme, Ausgrabung, Wertung. Madrider Beiträge Bd. 35. Wiesbaden: Reichert 2017, 552 S.

Das römische Municipium Liberalitas Iulia Eborae liegt im heutigen Portugal ziemlich genau in der Mitte zwischen Augusta Emerita (Mérida), der Hauptstadt der Provinz Lusitania, und der Hafenstadt Felicitas Iulia Osilipo (Lissabon). Den Nordwestrand der Akropolis Eborae beherrschte ursprünglich ein Tempel, der die Zeiten mit seiner rückwärtigen Hälfte aufrechtstehend überdauert hat und heute in seiner Fernwirkung durch die umgebende nachantike Bebauung beeinträchtigt wird. Sie macht aber schnell deutlich, dass dieser Teil der Stadt schon in der Antike durch rechtwinklig zugeordnete Terrassenflächen untergliedert war.

Dank einer veränderten Nutzung, u.a. für lange Zeit als Schlachthaus, für die die Säulenstellungen geschlossen und der Aufbau turmartig erhöht wurden, überdauerten vor allem Podium und Säulen. Die nachantiken Strukturen wurden 1870 entfernt und damit intensivierten sich zugleich die Studien. Seit 1988 dokumentierte und rekonstruierte Th. Hauschild den Bau und überprüfte seine Einbettung in die antike Stadt, woraus die vorliegende, umfassende Publikation hervorging.

Sie ist in zwei Teile untergliedert. Der erste bietet die Bauaufnahme mit Rekonstruktion und einer Analyse der Einbettung in das Forum der Stadt (Kapitel A – N), im zweiten stellt F. Teichner unter Beteiligung weiterer Autoren die Grabungen und Funde aus dem Areal vor (Kapitel O – S). Den Abschluss bilden Archivstudien von P.M. Pereira zur Nutzung der Anlage im Mittelalter und zu anderen Fragen der Überlieferung. Der Tempel besitzt zunächst als ein aus der Antike überkommenes, überdurchschnittlich gut erhaltenes Monument allgemeine Bedeutung.

Für die Erschließung der architektonischen Reste ist die Bauforschung zuständig, und Hauschild meistert auf Grund seiner langjährigen Erfahrung mit römischen Bauten auf der iberischen Halbinsel diese Aufgabe mit Bravour. Das Podium ist trotz der Fügung aus grob behauenen Quadern des lokal anstehenden Granits sauber eingemessen und wirkte in der Antike mit seiner Verkleidung aus Putz gewiss sehr viel feiner. Dabei überrascht allerdings die massive Füllung mit Caementicium, denn vielfach – etwa in Italien und Nordafrika – untergliederten die Podien der Tempel einzelne Kammern, die auch genutzt werden konnten. Da das Fundament auf Felsen gründete, kann es

kaum Bedenken wegen Setzungsschäden gegeben haben. Offenbar aber ist eine solche Lösung typisch für Tempelbauten in den iberischen Provinzen. Von der vorderen Hälfte mitsamt dem Treppenaufgang fehlen die aufgehenden Partien, so dass hier der Verlauf rekonstruiert werden muss und eine Reihe von Punkten wie etwa Gestalt der Cellatür oder Art und Lage des Altars offen bleiben.

Von den Säulen stehen noch 14 aufrecht und erlauben mit den Resten von Architrav und Fries auch eine Rekonstruktion der unteren Gebälkzone. Basen und Kapitelle bestehen dabei aus Marmor, der aus nahegelegenen Brüchen bezogen wurde, während die Schäfte aus wiederum lokalen Granit verfertigt und anschließend gewiss verputzt wurden. Von Gesims, Giebel und Dachdeckung allerdings fehlt jegliche Spur. Von der Bettung der Cellamauern zeichnen sich im Caementiciumkern des Podiums Spuren ab, die ermöglichen, das Tempelinnere in Umrissen zu rekonstruieren, aber wesentliche Indizien wurden durch spätere Einbauten beseitigt.

Konstruktive Einzelheiten wie etwa die Entlastung der Friesblöcke zu den Auflagern über den Kapitellen hin werden sorgfältig untersucht. Das gilt auch für die Gestalt der ionischen Basen und der zweiteiligen korinthischen Kapitelle mit ihrem eigentümlichen Schmuck der Abakusblüten, deren Füllung an Pinienzapfen erinnert. Auf welcher Ebene allerdings deren Interpretation zu suchen ist, bleibt offen. Hauschild erwägt bestimmte Gepflogenheiten in der Werkstatt oder alternativ inhaltliche Konnotationen.

Jegliche Spekulation wird von Hauschild vermieden. Dennoch könnte man für die winzigen Fragmente von zwei unterschiedlich großen Kapitellen (Nr. B 7, Taf. 83. Nr. B 9, Taf. 84) mit einer erschließbaren unteren Breite von etwa 60 und 40 cm erwägen, ob sie zur Wandverkleidung der Innenausstattung der Cella gehörten. Die Pilaster wären dann zwischen 2 und 4 m hoch gewesen. Auch eine Profilleiste aus Marmor (Nr. B 10 Taf. 84) könnte ebenso wie ein kleiner Marmorarchitrav (Nr. B 25, Taf. 91) zum Cellainnern gehören. Denn er stand nach dem Schnitt der Auflagerfläche vor einer Wand und ruhte auf einer der Wand vorgeblendeten Säule oder Pilaster. Das könnte eine Aedikula im Innern des Tempels belegen. Eine Vorstellung von der marmornen Ausstattung eines derartigen Innenraums einer Cella im Milieu der Provinz vermittelt der Hafentempel in Xanten¹, aber dazu sind inzwischen viele Varianten bekannt. In jedem Fall wird man mit einer reichen Innenausstattung rechnen müssen, die natürlich auch Fußböden aus verschiedenfarbigem Mar-

¹ Vgl. zuletzt: V. Ruppene, Natursteinverkleidung in den Bauten der Colonia Ulpia Traiana, Xantener Berichte 28 (Darmstadt 2015) 237-242 Abb. 168-171.

mor und einen aufwendigen Deckenschmuck umfasste und den angemessenen Rahmen für das Erlebnis des Kultbildes abgab.

Neben der Rekonstruktion des Tempels bildet die Erschließung der Platzanlage eine weitere große Leistung des Forschungsunternehmens. Sie bestand aus zwei Teilen: dem Bezirk um den Tempel und einem ausgedehnten, gepflasterten Areal ihm gegenüber, das ursprünglich gewiss von Säulenhallen gefasst wurde. In diesem Komplex kommt der Trennmauer dazwischen eine wichtige Rolle zu und sie wird entsprechend genau behandelt. Sie war durch Postamente gegliedert, und wurde in einer zweiten Phase im Rahmen der Monumentalisierung des Forumsplatzes mit einem Marmorpflaster aus Platten desselben Materials verkleidet und dazu entsprechend umgearbeitet.

Damit aber hängen insgesamt zwei Phasen zusammen. Die eine führte zur Errichtung des Tempels in der ersten Hälfte des 1. Jh. n. Chr. In ihr war der Tempel schon in seiner endgültigen Form von einfachen umlaufenden Portiken gefasst und in seiner Front von der Postamentmauer in ihrer ersten Gestalt. Als Forum diente offenbar eine ausgedehnte Fläche mit einfacher Pflasterung. In der zweiten Phase in frühflavischer Zeit wurden die Hallen um den Tempel nach einem bewährten Muster auf eine Kryptoportikus gestellt, um den Tempel selbst zog sich von der Front abgesehen ein etwa 1,20 m tiefes Wasserbecken und das Forum erhielt sein Marmorpflaster und umlaufende Portiken. Die Steigerung in der Qualität der Ausstattung ist also unverkennbar, findet allerdings auch in einer Reihe anderer Städte jeweils Entsprechungen.

Es hätte dem Verständnis gedient, diese beiden Phasen auch in einer zeichnerischen Rekonstruktion zu verdeutlichen. Für die Architektur hätten dabei einfache Strichzeichnungen wie etwa für Bilbilis (Abb. 51 e) genügt. Die Abbildung 40 ist hingegen eher problematisch, da sie die Erkenntnisse der Autoren nicht vollständig wiedergibt und in Abbildung 46 fehlt der Forumsplatz.

Rekonstruktion und Analyse der Typologie und Wirkung sind im Text eng miteinander verflochten, was bisweilen die Interpretation der Anlage in ihrer Gesamtheit verunklärt. Denn die verschiedenen Faktoren wirkten zusammen, reagierten und bedingten einander, etwa Peristase, Portiken, Wasserbecken und materielle und figürliche Ausstattung.

Die Eigenarten der für den Westen des Reiches in der frühen Kaiserzeit typischen Platzdisposition werden aufgezeigt. Gegenüber dem Tempel gehörten zum Forumsplatz vielfach noch eine Basilika und Amtsgebäude, wovon aber in Évora jegliche Spur fehlt. Die räumliche Gliederung der Gesamtanlage hatte

den Vorteil, dass die sakrale und profane Zone vergleichsweise scharf voneinander getrennt wurden. Im Alltagsleben aber und in der Ausführung bestimmter Rituale bei Festen konnte man angemessene Verhaltensweisen passend regulieren. Dennoch aber gewährte die Lösung – wie nicht zuletzt die in der Publikation angeführten Beispiele belegen – trotz der gleichsam verbindlich wirkenden Disposition ein hohes Maß an Flexibilität.

Die Wirkung des Tempels richtet sich zwar ganz auf den Platz, was ja zunehmend etwa durch das Wasserbecken betont wurde, aber dennoch wurde er von Anfang an als Peripteros gestaltet. Darin findet er nicht zuletzt auch auf der iberischen Halbinsel viele Vergleiche, die Hauschild ausführlich erörtert, und hängt als Lösung mit den klassizistischen Tendenzen der frühen Kaiserzeit zusammen. Die Zahl der Säulen steigerte zugleich den Wert des Baus.

Von der Ausstattung des Forums zeugen nur noch kümmerliche Fragmente. Dazu gehört der Rest einer freistehenden Basis mit einer Inschrift mit mehreren Zeilen. Etwa die gleiche Buchstabenhöhe von 12-13 cm belegen winzige Fragmente von Marmorplatten, die möglicherweise den Postamenten der Trennmauern appliziert waren (Nr. B 1-3 Taf. 82). Auch hier wäre eine zeichnerische Verdeutlichung hilfreich gewesen, wie sie etwa Gerhard Zimmer für das Forum von Cuicul / Djemila gegeben hat².

In den Jahren von 1992-2009 wurde die antike Bebauung mit einer Serie von Schnitten um den Tempel und im Areal des Forums geklärt. Dazu hat Teichner die mittelalterliche und neuzeitliche Keramik gleich nach Abschluss der Feldarbeiten an anderer Stelle vorgelegt. Der hier besprochene Band enthält die römische Keramik und die Kleinfunde, wobei Materialien und Ergebnisse aus den benachbarten Sondagen, die von portugiesischer Seite durchgeführt wurden, ebenfalls einbezogen wurden. Wie bei Stadtgrabungen üblich, ist die Verteilung der Schnitte immer wieder von den örtlichen Gegebenheiten und Zufällen in der Zugänglichkeit abhängig, aber die Ergebnisse bilden in ihrer Summe ein hervorragendes Beispiel, wie mit einer Serie von relativ kleinen Eingriffen ein großer Erkenntnisgewinn erzielt werden konnte. Entscheidend dafür ist die gute Abstimmung und einheitliche Erfassung. Viele Erkenntnisse bleiben dabei vorerst punktuell, wie etwa aus nachantiker Zeit die islamische Wohnbebauung, die sich nicht klar unter dem Bischofspalais / Museum abzeichnet. Sie vermittelt aber gewiss in Zukunft mit weiteren Grabungen im Stadtgebiet auch eine Vorstellung der Siedlung in diesem Zeithorizont. In die

² G. Zimmer, *Locus datus decreto decurionum: zur Statuenaufstellung zweier Forumsanlagen im römischen Afrika*, *AbhMünchen* 102 (München 1989) 21-31. 44-46 Abb. 15

Zeit der Reconquista führt die Nekropole der Ritter in demselben Bereich. Der geringe Rest einer römischen Mauer im Süden hingegen reicht aus, um die Längserstreckung des Forums zu bestimmen.

Die Auswertung der Keramik belegt für den Stadtberg Siedlungsspuren seit dem 2. Jh. v. Chr. Sie ist damit etwas früher als die römische Eroberung im zweiten Drittel 1. Jh. v. Chr. anzusetzen und aus dieser Phase lassen sich schon versprengte Reste von Siedlungsstrukturen fassen. In der ersten Hälfte des 1. Jh. n. Chr. entstand die erste Anlage des Forums. In dem daran anschließenden Vierteljahrhundert wurde das Forum gebaut. In der mittleren Kaiserzeit wuchsen die Bestände an Statuen auf dem Forum und erst mit der Spätantike – offenbar seit dem späten 3. und 4. Jh. n. Chr. – werden vereinzelte Zerstörungshorizonte deutlich. In diesem Zeitraum verlor das Forum seine Bedeutung und die Marmorpflasterung des Bodens wurde am Ende abgeräumt. Über die westgotische Zeit hinausgehend ergibt sich folglich eine kohärente Stadtgeschichte. Im archäologischen Fundmaterial zeichnen sich darin die entscheidenden Zäsuren – etwa die Nöte der Bevölkerung in der spätslavischen Phase angesichts der Bedrohung durch christliche Heere – deutlich ab, während die schriftliche Überlieferung schweigt. Lediglich auf Vermutungen beruht die Existenz einer Moschee in diesem Bereich, an deren Stelle eine Michaeliskirche und am Ende des 11. Jh. die Kathedrale traten.

Das Herzstück dieses Teils bilden die Kataloge der jeweiligen Materialien mit gesonderten Auswertungen. Besonders im Bereich der Keramik ist inzwischen auch die einheimische Produktion so gut aufgearbeitet worden, dass sich die jeweiligen Funde vergleichsweise eindeutig einordnen lassen. Dabei hat sich in der jüngeren Zeit vor allem die Produktion der Amphoren im lusitanischen Umfeld klar abgezeichnet, überdies sind einzelne regionale Sonderformen aus der Baetica wie etwa Formen der dünnwandigen oder der rotbemalten Ware oder die Varianten der Gebrauchskeramik gut präsent. Allerdings zeichnen sich auf Grund der ausgewerteten Publikationen vorerst in der Region so gut wie keine Zentren der Produktion ab, was dann auch für Évora gilt.

Wie so häufig handelt es sich in der Regel um Keramik, die durch Planierungen oder anderen sekundären Bewegungen in den Bereich des Forums gelangte und deshalb über die Funktionen der jeweiligen baulichen Abschnitte so gut wie nichts aussagt. Da die Keramik aus anderen Teilen der Stadt noch nicht übergreifend ausgewertet ist, fehlt überdies die Möglichkeit, aus dem Kontrast dazu die Funde besser zu verstehen.

Es handelt sich insgesamt um eine vorbildliche Publikation dieses in seiner guten Erhaltung außergewöhnlichen Tempels. Sie lässt kaum etwas zu wünschen übrig. Kleinere Flüchtigkeiten mindern in keiner Weise den Wert: der Tempel der Dioskuren auf dem Forum Romanum etwa wurde schon in der Regierungszeit des Augustus geweiht mit Tiberius und Drusus als Stiftern (S. 81 wird er tiberisch eingeordnet, in der Zusammenfassung S. 388 sogar claudisch); in Abb. 29 b wird zweimal dasselbe Maß (52 cm) für unterschiedliche Längen eingetragen. Einzelne Aspekte wie etwa die Überlegungen zu Entwurf, Metrologie und Ausführungsgenauigkeit der Bauhütte hätte man vielleicht etwas systematischer angehen können (S. 52-55 Abb. 23), aber derartige Studien geben auch nur im Vergleich mit anderen Bauten Sinn.

Trotz aller Zerstörungen bietet die Architektur eine gute Vorstellung des urbanen Zentrums eines Municipiums in dieser Region. Die Auftraggeber, also die städtischen Honoratioren, legten Wert darauf, bestimmte Standards zu halten, wie sie aus den Zentren und aus anderen Städten von der iberischen Halbinsel bekannt waren, und sind im Rahmen eines Prozesses zu sehen, der in die vespasianische Munizipalisierung mündete³. Die spärlichen Funde weisen auf die übliche Ausstattung mit Statuen und Basen hin. Zukünftigen Forschungen bleibt vorbehalten, die individuelle Ausprägung in dieser Region zwischen Zeitgeist und lokalen Möglichkeiten zu verstehen. Welchen Bauten galt dabei in einer Stadt die größte Aufmerksamkeit? Wer aus der Bevölkerung engagierte sich dabei? Hier fehlen mangels aussagekräftiger Inschriften und auch mangels der Kenntnis der römischen Stadt in ihrer Gesamtheit entscheidende Voraussetzungen für weiterreichende Überlegungen.

Henner von Hesberg

E-Mail: henner.von.hesberg@icloud.com

³ H. Galsterer, Untersuchungen zum römischen Städtewesen auf der Iberischen Halbinsel, Madrider Forschungen 8 (Berlin 1971) 37-47.

Robert STURM, Amazonen in der antiken Vasenmalerei. Die Bedeutung des Bildmotivs der kriegerischen Frau in der alten Töpferkunst. Studien zur Geschichtsforschung des Altertums Bd. 33. Hamburg: Verlag Dr. Kovač 2017, 180 S., 22 Abb., 50 s/w-Tafeln

Der von Robert Sturm verfasste Band „Amazonen in der antiken Vasenmalerei. Die Bedeutung des Bildmotivs der kriegerischen Frau in der alten Töpferkunst“ stellt Band 33 der Schriftenreihe „Studien zur Geschichtsforschung des Altertums“ im Verlag Dr. Kovač dar.

Sturm möchte im Bereich „des Studiums alter griechischer Keramikgefäße [...] ein nicht mit allzu viel Aufmerksamkeit bedachtes Problemfeld“ (5) bearbeiten und als „leicht verständliche Lektüre“ (6) einer breiteren Leserschaft vorlegen. Zum einen sollen die Amazonenmotive auf griechischen Vasen einer „Systematisierung“ (6) unterzogen werden, und es soll der Frage nach einem möglichen Zusammenhang zwischen Motiv und Gefäßtypus nachgegangen werden. Zum anderen möchte Sturm „eine gesammelte Darstellung und Deskription wichtiger, den einzelnen Motivtypen zuordenbarer Amazonenvasen“ (6) geben. Als Grundlage dienen ihm bereits vorhandene Materialsammlungen.¹ Vorliegendes Buch schließt sich an drei weitere von dem Autor zur Amazonenthematik vorgelegte Werke an, eines davon wurde zeitgleich mit dem hier besprochenen ebenfalls im Verlag Dr. Kovač veröffentlicht.²

Im einleitenden **Kapitel I** gibt Sturm eine grundlegende Einführung sowohl in den Amazonenmythos als auch die griechische Töpferkunst. Laut der griechischen Mythologie (Kap. 1.1.1), so Sturms Resümee, sind die Amazonen ein kriegerisches Frauenvolk, das an der Mündung des Flusses Thermodon im nördlichen Kleinasien beheimatet war. Einmal im Jahr vereinigten sie sich mit Männern benachbarter Völker, um Nachkommen zu zeugen. Die Töchter wurden in die Frauengesellschaft eingegliedert, die Söhne getötet oder ihren Vätern überantwortet. Jagd und Kriegshandwerk waren die Hauptbeschäftigungen des Amazonenvolkes, an dessen Spitze zwei Königinnen standen. (9) An dieser Stelle verzichtet Sturm auf eine weitere Ausdifferenzierung des We-

¹ Dietrich von Bothmer, *Amazons in Greek Art* (Oxford 1957); LIMC I,1, 1981, 586-653 s.v. *Amazones* (P. Devambez – A. Kauffmann-Samaras).

² Robert Sturm, *Tum saeva Amazon ultimus cecidit metus: Der Zweikampf zwischen griechischem Heros und Amazone, seine Überlieferung in der antiken Literatur und Kunst und seine nachantike Rezeption* (Salzburg 2009); Robert Sturm, *Amazonen: Schriftquellen und moderne Forschung zum Mythos des kriegerischen Frauenvolkes* (Berlin 2016); Robert Sturm, *Amazonenskulpturen auf antiken Bauwerken: zur Bedeutung des Frauenvolkes in der tektonischen Bildhauerei* (Hamburg 2017).

sens der Amazonen, das in der griechischen Überlieferung auch an ihre kulturell-geographische Herkunft gebunden war. So befindet sich im Epos die Heimat der Amazonen jenseits von Troja und Thrakien, im 6. Jh. v. Chr. werden sie in Skythien verortet, im 5. Jh. v. Chr. in Themiskyra beim Thermodon, in der hellenistischen Zeit ganz allgemein im fernen Osten oder Westen.³ Sturm geht kurz auf die Etymologie des Amazonenbegriffs ein, der entweder auf die Bezeichnung *a-mazos* (ohne Brust) oder – so die neuere Forschung – auf das Epitheton *antiáneirai* (männergleich) zurück zu führen ist. (9) Er verweist auch auf die Rolle der Amazonen als Stadtgründerinnen in Kleinasien und die ihnen zugeschriebenen Gottheiten Ares und Artemis (9 f.).⁴ Sie kämpften gegen die bedeutendsten Helden des griechischen Mythos wie Bellerophon, Herakles, Theseus und Achill. Dabei bedrohten sie zum einen ganze griechische Gemeinwesen wie die Stadt Athen, und lösten andererseits auch das Liebesverlangen der Helden aus. (10 f.)

In einer knappen, aber treffenden Analyse der griechischen Geschichtsschreiber und Ethnographen legt Sturm dar, dass die griechischen Autoren die Amazonen am Rande der damals bekannten Welt lokalisierten und diese einer „gänzlich fremden, der eigenen Ethnie unterlegenen Kultur“ zuordneten. Sie betonten somit die Gegensätze zwischen dem barbarischen Kriegerinnenvolk und der griechischen Zivilgesellschaft. Durch das so gezeichnete „inverse Bild der patriarchalischen griechischen Kultur“ wurde „eine Bestätigung der von Männern gelenkten Gesellschaft erbracht“. Auch sollte das „Denken in Oppositionen“ irritiert werden. Denn, „während die Amazone einerseits im Gegensatz zum männlichen Heros stand, vermochte sie andererseits den Widerspruch zwischen den Geschlechtern mit ihrer androgynen Gestalt aufzuheben.“ (11) An dieser Stelle wäre ein Verweis auf die Ausführungen von Tonio Hölscher zur Funktion der Amazonen (im Zusammenspiel mit den Giganten, Kentauren und Persern) als Gegenbild zur griechischen Zivilisation sinnvoll gewesen.⁵

In den Bilddarstellungen (Kap. 1.1.2) zeichnet sich ab, so Sturm, dass die beiden großen ikonographischen Sujets die Amazone als Kämpferin und Reiterin

³ S. dazu DNP 1 (1996) 575 s.v. Amazones (Anne Ley).

⁴ An dieser Stelle hätte auf das Kapitel zur kleinasiatischen Stadt Kyme verwiesen werden können, in: Albrecht Matthaei, Münzbild und Polisbild. Untersuchungen zur Selbstdarstellung kleinasiatischer Poleis im Hellenismus (München 2013) 63-65. Matthaei verdeutlicht die herausgehobene Rolle der Amazone als Stadtgründerin im Hellenismus: „Mit der Amazone prägt diese Stadt [Kyme] ein Bild, das sich signifikant von jenem der anderen Städte abhebt.“

⁵ Tonio Hölscher, Feindwelten – Glückswelten: Perser, Kentauren und Amazonen, in: ders. (Hg.), Gegenwelten zu den Kulturen Griechenlands und Roms in der Antike (München 2000) 287-320.

sind. (12) Als frühestes Zeugnis gilt ein um 700 v. Chr. entstandenes Votivschild aus Tiryns, auf dem ein griechischer Heros gegen die Amazonen kämpft. Vom frühen 6. bis ins späte 4. Jh. v. Chr. treten Amazonenmotive auf Vasen auf. In der Bauplastik sind kämpfende Amazonen von der archaischen bis hellenistischen Zeit auch auf so prominenten Denkmälern wie dem Zeus-Tempel in Olympia und dem Parthenon in Athen vertreten. In der Großplastik klassischer Zeit wird die im Kampf verwundete, junge Frau unter anderem von so berühmten Bildhauern wie Phidias, Polyklet und Kresilas thematisiert. Die hellenistischen Künstler wenden sich verstärkt dem Thema der sterbenden Amazone zu. (13) Auch in der römischen Sarkophagkunst sind die verwundeten und kämpfenden Amazonen ein beliebtes Motiv (14). Hier fehlt der Verweis auf die aktuelle Literatur.⁶

Unterkapitel 1.2 (Grundlegende Aspekte der antiken Töpferkunst) stellt lediglich einen an Laien gerichteten Exkurs zur antiken Keramik dar.

Im auswertenden **Kapitel II** (Amazonen auf griechischen Vasen) analysiert Sturm die in **Kapitel IV** vorgelegte Materialsammlung (Beschreibung ausgewählter antiker Gefäße mit Amazonendarstellungen). **Kapitel IV** besteht aus 50 je mit einer Tafel versehenen rund einseitigen Beschreibungen von Gefäßen mit Amazonendarstellungen geordnet nach Motiven (Typ A-F). Die Texte runden ein Hinweis auf die kursorische Datierung des jeweils besprochenen Gefäßes sowie auf seinen Standort ab. Allerdings fehlen zur genauen Verortung der Objekte die Inventarnummern. Die Tafeln bestehen aus in schwarzweiß-grauen Tönen gehaltenen, computerbasierten Reproduktionen der Vasen. Sie haben den Nachteil, dass manche Beschreibungen beispielsweise betreffend die Farbigkeit der Darstellungen nicht konkret nachvollzogen werden können, und dass manche Bilddetails sehr ungenau wiedergegeben sind.

Die Beschreibungen enthalten keine nähere, forschungsorientierte Diskussion der Bildmotive. So passiert es beispielsweise, dass die an einem Altar kniende Amazone auf einer rotfigurigen Lekythos aus dem Louvre, Inv. CA1710, (64 f. Taf. 3) als mit einem kurzen Chiton und einer gepunkteten persischen Hosentracht beschrieben wird, obwohl sie einen langen dünnen Chiton trägt, der die Beine durchscheinen lässt, und ein Leopardenfell.⁷ Bei der Münchner rotfigurigen Kylix des Euphronios, Inv. NI 8953, (66 f. Taf. 5) sowie bei dem – fälschlicherweise der Münchner Sammlung zugeordneten, aber aus Basel

⁶ Bspw. Christian Russenberger, *Der Tod und die Mädchen. Amazonen auf römischen Sarkophagen* (Berlin 2015).

⁷ Vgl. die Beschreibung im Beazley Archive, Vase Nr. 207767: <http://www.beazley.ox.ac.uk/xdb/ASP/recordDetails.asp?recordCount=8&start=0> (Zugriff am 8.1.2020).

stammenden – schwarzfigurigen Alabastron, Inv. KA 403, (69 f. Taf. 9) wird auf die Webseite der Münchner Antikensammlungen⁸ verwiesen, obwohl beide Vasen dort nicht aufgeführt sind. Hier wäre ein Literaturnachweis sinnvoller gewesen.⁹ Manche Motivdetails hätten eine ausführlichere Diskussion verdient. Bspw. der auf einem Hocker abgelegte Mantel der speertragenden Amazone auf einer rotfigurigen Lekythos aus dem British Museum, Inv. 1824,0501.16, (68 f. Taf. 8). Das Motiv entstammt dem häuslich-weiblichen Bereich und steht somit vordergründig im Gegensatz zur Waffen tragenden Amazone, vereint vielleicht aber auch zwei unterschiedliche Aspekte der mythischen Figur. Ungenau bis irreführend ist auch die Beschreibung der Rückseite einer rotfigurigen Halsamphora aus dem Metropolitan Museum in New York, Inv. 56.171.42, (76 f. Taf. 18), auf der ein „in der Art eines Philosophen gekleideter Mann mit Wanderstab“ vom Autor genannt wird. Dieses Bild stehe „in krassem thematischen Gegensatz zur vorderseitigen Szene“ und solle „den Betrachter in gewisser Weise zum Nachdenken anregen“. Dass es sich hier um eine durchaus übliche Vorder- und Rückseitendarstellung handelt (auf der einen Seite Zweikampf, auf der anderen ein Bürger gekleidet in Himation mit Bürgerstock in der Hand), darauf geht Sturm nicht ein. Bei allen Beschreibungen fehlt eine kritische Diskussion der fremden Kleidung der Amazonen. Sturm nennt lediglich die sich in der archäologischen Literatur eingebürgerten Begrifflichkeiten für die einzelnen Kleidungsbestandteile, ohne diese jedoch in einem Glossar zu erläutern – was für fachfremde Leser*innen sicherlich hilfreich gewesen wäre – und kritisch hinsichtlich der Benennung zu diskutieren.

Unter dem Schlagwort „Materialanalyse“ unternimmt Sturm in Kapitel 2.1 eine Analyse der Motive, die er in 13 Typen einteilt, gegliedert in folgende Darstellungen: Kopf einer Amazone im Profil (Typ A), einzelne Amazone in unkriegerischer Tätigkeit wie Beten, Tanzen, Reiten, Waffen tragen (Typ B), Amazone im Zweikampf (Typ C), Amazonomachie bestehend aus einer Vielzahl an Figuren – partiell mit Namensbeischriften (Typ D), nicht unmittelbar kämpfendes Amazonenheer (Typ E), Sonderformen wie friedliche Zusammenkünfte zwischen einzelnen Griechen und Amazonen oder die bekannte Achill-Penthesilea-Szene (Typ F). Gänzlich außer Acht lässt Sturm die Möglichkeit einer erweiterten Materialanalyse in Hinblick auf Herstellungs- und Fundkontexte

⁸ Als Marginalie sei darauf hingewiesen, dass der Autor die Münchner Antikensammlungen stets im Singular nennt, wobei die Schreibweise im Plural die korrekte ist, s. 70; 176 Anm. 52, 56 und 58; 177 Anm. 63 und 89. Auch ordnet er auf Seite 102 die „Antikensammlung der Münchner Glyptothek“ unter. Korrekt hingegen handelt es sich um eine Institution mit zwei Häusern: Staatliche Antikensammlungen und Glyptothek München.

⁹ Raimund Wünsche (Hg.), *Starke Frauen*, Ausstellungskatalog (München 2008) 71 Abb. 5.22 Kat. 3 und 166 Abb. 11.21.

sowie Rezeptionsästhetik. So könnte ein Motiv je nach Gefäßtypus ggf. auch eine unterschiedliche bzw. inhaltlich verschobene Bedeutung für die jeweiligen antiken Betrachter gehabt haben; also bspw. auf einer der weiblichen Sphäre zugeordneten Hydria eine andere Aussage intendieren als auf einem beim Symposion zum Einsatz kommenden Krater.

In einem Exkurs (Kap. 2.2) geht Sturm auf den Darstellungsunterschied zwischen gemalten Vasenbildern und skulpturalen Amazonenbildern ein. In der Rundplastik dominiert seit der Klassik die in mindestens fünf Typen wiedergegebene Einzelfigur der vom Speer verwundeten Kriegerin, die „im römischen Kopistenwesen [...] gleichermaßen zu einem Leitbild avancierte, welches in großen Kunstsammlungen reicher patrizischer Familien nicht fehlen durfte“ (37). In der Reliefkunst hingegen ist es die vielfigurige Amazonomachie, die seit der spätarchaischen Zeit Tempel und große Grabgebäude schmückt, und ebenso in der römischen Sarkophagkunst dominiert. Die Darstellung von „Amazonenfiguren auf antiken Bauwerken“, also Amazonenfrieze, hat der Autor in einem zeitgleich vorgelegten monografischen Werk ausführlich behandelt (s. Anm. 2). Ein grundlegender Unterschied zwischen den auf den Vasen dargestellten Amazonen und denjenigen in der Relief- oder Rundplastik ist die Kleidung, so Sturm. In der Vasenmalerei tragen sie orientalische und griechische, in der Marmorplastik hingegen fast ausschließlich griechische Kleidung. Hingegen komme der Topos der entblößten Brust nur in der statuarischen Kunst vor. Das stimmt m.E. weitgehend, aber nicht ganz, vgl. die Darstellung einer kämpfenden Amazone mit geöffnetem Chiton, der gleich beide Brüste entblößt, auf einem Krater, um 460 v. Chr., im Metropolitan Museum in New York.¹⁰ Sturm erklärt das folgendermaßen: Obwohl der nackte weibliche Körper in der lebensgroßen Statuarik der hochklassischen Zeit noch nicht üblich war, konnten „berühmte Bildhauer wie Polyklet oder Phidias, welche sich in ihren Werken dieses faszinierenden Motivs annahmen, [...] mehrere Argumente für dieses Wagnis vorbringen: Die Amazonen gehörten der nichtgriechischen Welt an und waren demzufolge wild und unkultiviert. Diese beiden Eigenschaften gelangten durch den schamlos entblößten Oberkörper zum Ausdruck. Schließlich war es für die Steigerung der Dramaturgie förderlich, die einer Amazone beigebrachte Verwundung durch Freilegung der verletzten Brust einer bildlichen Betonung zu unterziehen.“ (41) Diese Interpretation wäre es wert gewesen, vertieft zu werden. Sie entbehrt aber jeder Fundierung in wissenschaftliche Debatten. Denn in der zeitgleichen Statuarik gab es durchaus den Ansatz, Elemente wie nackt anliegende dünne Kleidung oder den nackten Frauenkörper zu thematisieren. Auch war das Sujet der Verwun-

¹⁰ S. Raimund Wünsche (Hg.), *Starke Frauen*, Ausstellungskatalog (München 2008) 159 Abb. 11.13.

dung geschickt gewählt, da es ein Öffnen des Chitons zwangsläufig erforderte. Diese Handlung hat also nicht primär etwas mit der vermeintlichen Unkultiviertheit der Amazonen zu tun. Die bildhauerische Darstellung kreist m.E. um das Thema der nackten, verwundeten und somit erotischen, aber gezähmten Frau.¹¹

In Kapitel 2.3 geht Sturm „weiteren Spezifitäten der abgebildeten Frauen“ (41) nach. Darunter versteht er die körperliche Ebenbürtigkeit der Amazonen gegenüber den Griechen, die bisweilen gesteigert ist in „das Phänomen der körperlich überproportionierten Frau“ (42), die auf den Vasenbildern stets vollständig bekleidet dargestellten Amazonen und deren geübte Beherrschung von Pferden und Waffen. Hier zieht er Parallelen zu anderen körperlich starken und von Männern weitgehend unabhängig lebenden mythischen Frauengestalten wie Atalante und Artemis, und verweist auf ein grundlegendes Lebensziel der Amazonen, nämlich die „Unterwerfung des Mannes“ (44).

In **Kapitel III** widmet sich Sturm „statistischen Untersuchungen in Bezug auf den Amazonentopos in der antiken Vasenmalerei“ (45). Was genau der Autor unter dem Begriff „Amazonentopos“ versteht, bleibt offen. Er hat zu diesem Zweck 105 Gefäße mit den oben beschriebenen Motivtypen A-F gesammelt, in einen tabellarischen Kurzkatalog aufgenommen (s. Anhang S. 179 f.) und diesen zunächst hinsichtlich folgender Fragen ausgewertet: zeitliche Verteilung, Verteilung auf die Malstile (schwarz- und rotfigurig, weißgrundig), Vorkommen auf Gefäßtypen. Seine Auswertung ergibt – verkürzt wiedergegeben –, dass 44 % aller Gefäße mit Amazonendarstellungen in der 2. Hälfte des 6. Jahrhunderts v. Chr. entstanden sind. Die Anzahl der Amazonenbilder auf attischen Vasen nimmt in der Folgezeit kontinuierlich ab, bis sie in der 2. Hälfte des 4. Jahrhunderts v. Chr. nochmals ansteigt auf 15 %. Hinsichtlich des Malstils ist der weißgrundige zu vernachlässigen, etwas mehr als die Hälfte der untersuchten Gefäße ist im rotfigurigen Stil gehalten. Die meisten Bilder (25 %) befinden sich auf Amphoren, es folgen Lekythen (17 %) und Kratere (12 %).

In Kapitel 3.2. wertet Sturm die Motivtypen statistisch aus und kommt u.a. zu dem Schluss, dass die Amazonomachie mit einem Anteil von 43 % das beliebteste Motiv ist, gefolgt vom personalisierten Zweikampf zwischen einer Amazonenkönigin (Hippolyte, Antiope, Penthesilea) und einem griechischen He-

¹¹ Vgl. folgende Beiträge zur weiblichen Nacktheit: Susanne Moraw, Schönheit und Sophrosyne. Zum Verhältnis von weiblicher Nacktheit und bürgerlichem Status in der attischen Vasenmalerei, *JdI* 118, 2003, 1-47; Ulla Kreiling, Anständige Nacktheit. Körperpflege, Reinigungsriten und das Phänomen weiblicher Nacktheit im archaisch-klassischen Athen (Tübingen 2007).

ros wie Herakles, Theseus oder Achilleus (13 %). Ebenfalls auf 13 % der Vasen ist die allein in der Landschaft stehende oder laufende bewaffnete Kriegerin abgebildet. In der schwarzfigurigen Malerei wird die Darstellung beischriftlich benannter, mythischer Amazonenschlachten bevorzugt, in der rotfigurigen ist es die anonyme Amazonomachie. In der weißgrundigen Malerei kommen fast ausschließlich einzeln abgebildete, bewaffnete Amazonen vor. Er stellt fest, dass auf Amphoren das Motiv des Amazonenkampfes in unterschiedlichster Ausprägung vorherrscht, auf Lekythen die Amazonomachie und die einzelne Kriegerin. Auf Krateren ist auch die Amazonenschlacht jedoch mit Schwerpunkt auf das Amazonenheer sowie Achilleus und Penthesilea dargestellt. Sturm bewertet diese Verteilung der Motive ausschließlich nach dem Kriterium der Gefäßgröße: „Die vorgenommene Analyse deutet jedoch auf eine gewisse Spezialisierung großvolumiger Gefäße wie Amphora, Krater oder Hydria auf vielfigurige Darstellungen hin, da diese über die zur Realisierung größerer Szenen notwendige Fläche verfügen.“ (54 f.) Die Frage nach einer inhaltlichen Korrelation zwischen Gefäßtypus und gewähltem Motiv stellt er leider gar nicht. Jedoch vertieft Sturm in Kapitel 3.3 noch einmal „die Problematik mit dem Zusammenhang zwischen der Anzahl an dargestellten Figuren und der Gefäßgröße“ anhand „konklusiver Statistik“ (57). Hier kommt er u.a. zu dem – auch ohne Statistik relativ naheliegenden – Schluss, dass „von Seiten der Mathematik eine Bekräftigung dafür vor[liegt], dass Amphora, Lekythos und Krater über deutlich unterschiedliche Gefäßgrößen und somit auch Größen der Bildflächen verfügen“ (58); und dass „die Resultate der konklusiven Statistik [...] weitestgehend den weiter oben geäußerten Verdacht [bestätigen], wonach große Gefäße als bevorzugte Objekte zur Darstellung vielfiguriger Szenen gelten können.“ (60) Tatsächlich interessant ist Sturms interpretierende Erkenntnis zum Verhältnis der abgebildeten Amazonen und Griechen: Man billigte „den Griechen in zwei historisch bedeutsamen Phasen (Perserkriege und Hegemonie Athens beziehungsweise Eroberungszüge Alexanders des Großen) mehr Gewicht in den Vasenbildern zu. In den Hochphasen der archaischen und klassischen Kunst neigte man in Künstlerkreisen vermehrt zur Abbildung einer amazonischen Übermacht, was aber nicht gleichzeitig mit deren Sieg über die Griechen einherging“ (60 f.). Und bei der Darstellung von Monomachien kommt Sturm zu folgendem Ergebnis: „In archaischer und hoch- bzw. spätklassischer Ära besteht ein deutlicher Überhang an weiblichen Siegern, in den Blütezeiten der griechischen Hegemonialbestrebungen hingegen ein Übergewicht an siegreichen Hellenen“ (62).

Problematisch an dem Kapitel zur Statistik ist die weitgehend fehlende Auswertung und soziohistorische Einordnung der Ergebnisse sowie kritische Hinterfragung der eigenen Methode. Die Leser werden relativ allein gelassen mit

den Zahlen. Hier drängen sich auch weiterführende Fragen auf, die mit Hilfe der statistischen Grundlage erörtert hätten werden können. Bspw. inwiefern sich die Verschiebung von benannten Mythendarstellungen in der schwarzfigurigen Malerei hin zu anonymisierten Schlachtendarstellungen in der rotfigurigen Malerei auch in anderen Themenfeldern widerspiegelt.

In den **Schlussbemerkungen** fasst Sturm seine Leitgedanken zusammen und gibt einen Ausblick auf mögliche weiterführende Forschungsfragen. Er weist darauf hin, dass ca. 0,5-1 % aller bekannten bemalten griechischen Vasen Amazonenmotive zeigen. Somit kam diesem Thema eine „durchaus beachtenswerte Bedeutung“ (161) in der antiken Töpferkunst zu. Das bedeute wiederum „eine Form der Konfrontation der griechischen Kultur mit fremden Zivilisationen und deren zumeist ungewöhnlichen Sitten. Die bildliche Darstellung der kriegerischen, einem mutterrechtlichen Staatssystem verhafteten Frau diente nicht zuletzt auch dazu, die Vorzüge der griechischen Polis und der darin fest verankerten patriarchalischen Strukturen hervorzuheben.“ (161) Zu Recht weist Sturm darauf hin, dass die vorhandenen Motive die Amazonen mit Begriffen wie Krieg, Waffen, Reitkunst und Kult assoziieren; dass man aber bspw. nichts über deren Alltag, die Erziehung der Töchter, die Bestattung der Verstorbenen oder die politische Organisation erfahre. Leider führt Sturm diesen an sich sehr interessanten Gedanken nicht weiter aus, sondern weist lediglich darauf hin, dass die von ihm vorgenommenen bildsystematischen Analysen in Zusammenhang stehen mit den aktuellen sozial- und mentalitätshistorischen Fragestellungen. So „könnte“ laut Sturm auch die Amazonenthematik „in Hinblick auf Fragen der Frauen, Kult- oder Militärgeschichte eine bedeutende Rolle spielen“ (162). Abschließend unterscheidet er zwischen den Darstellungen der Amazonen in der Großplastik und in der Vasenmalerei, und kommt zu dem Schluss, dass in der Plastik ein weibliches Schönheitsideal, in der Vasenmalerei hingegen die Männergleichheit der Amazonen zur Darstellung gebracht wurde. Und ohne konkreten Verweis auf weiterführende Literatur bemerkt Sturm abschließend: „Hier sind der Forschung schon bemerkenswerte Ansätze gelungen, die es in Zukunft weiterzuverfolgen gilt“ (164).

Insgesamt handelt es sich bei der vorgelegten Publikation um eine – wie es der Autor selbst in der Einleitung formuliert – „leicht verständliche Lektüre“ (6), die sich grundsätzlich und in manchen Bereichen (wie bspw. dem ersten Kapitel) dezidiert an eine breite, durchaus auch laienhafte Leserschaft wendet. Die gut lesbare Abhandlung hätte es verdient, an manchen Stellen wie der Darstellung des Amazonenmythos in der Einleitung (9-12) ausführlicher und differenzierter auf Erkenntnisse einzugehen, die dem Autor über die in den Fußnoten nachgewiesene Literatur durchaus präsent sind. Hier fehlt an man-

chen Stellen die aktuelle Literatur. Für eine weitergehend interessierte Leserschaft aber wäre bspw. eine differenziertere Erläuterung des Amazonenmythos in literarischer und historischer Hinsicht wünschenswert gewesen, die über die reine Erzählung hinausgeht und bspw. auch antike Quellen zitiert und problematisiert. Eine kritische Bewertung der vorliegenden Forschung wäre für alle Leser*innen aufschlussreich gewesen.

Sehr lehrbuchhaft hingegen wirkt das Unterkapitel 1.2, das sich der Geschichte der antiken Töpferkunst, der Verzierung der Vasen und deren Formen widmet. Der Autor hat sich zwar intensiv mit den verschiedenen Motiven auseinandergesetzt. Andere Fragestellungen fehlen hingegen vollständig, wie die beispielhafte Analyse von Kontexten und Orten, in denen Amazonenvasen gefunden worden sind. Auch hätte man sich an manchen Stellen weiterführende Interpretationen gewünscht, bspw. in Hinblick auf die inzwischen etablierte Genderforschung. Sturms Interpretationen verhaften zum Teil klischeehaft auf einem zwar eingängigen, aber leicht überholten Niveau.

Dr. Astrid Fendt
Staatliche Antikensammlungen und Glyptothek
Katharina-von-Bora-Str. 10
D-80333 München
E-Mail: fendt@antike-am-koenigsplatz.mwn.de

**Agnès GARCIA-VENTURA – Claudia TAVOLIERI – Lorenzo VERDERAME (Hgg.),
The Study of Musical Performance in Antiquity. Archaeology and Written
Sources. Cambridge: Cambridge Scholars Publishing 2018, 260 S.**

Die vorliegende Publikation umfasst die Beiträge eines 2015 an der Universität La Sapienza in Rom veranstalteten internationalen Workshops, der das Thema der musikalischen Aufführungspraxis in der Antike untersuchte und hierzu Informationen aus unterschiedlichen Kulturen zusammentrug. Das Besondere dieser Sammelschrift ist, dass sich die beitragenden Autoren selbst musikalisch betätigen und somit aus eigener Erfahrung die vielfältigen Aspekte musikalischer Aufführung kennen. Nach einem Vorwort von Eleonora Rocconi, die unter anderem auf diverse internationale musikarchäologische Aktivitäten der vergangenen Jahre hinweist, folgt eine Einleitung der Herausgeber*innen, in der die allgemeine Bedeutung von Musik und Musikaufführungen in der Vergangenheit erläutert sowie der Inhalt des aus elf Beiträgen bzw. ‚Kapiteln‘ („Chapter“) bestehenden Buchs skizziert wird. Die Fallbeispiele repräsentieren unterschiedliche geographische Räume [Alter Orient und Ägypten (Kapitel 1-5, 11), Europa (Kapitel 6-10)] und reichen chronologisch vom 3. Jahrtausend v. Chr. bis in die Spätantike.

Kapitel 1 (M. V. Tonietti, The first ancient Near Eastern Written Sources on Musicians' Activity and Performance) befasst sich mit frühen schriftlichen Quellen des 3. Jt. v. Chr. aus Ebla (Syrien) und verdeutlicht, wie die musikalische Praxis, insbesondere die Mobilität der Musiker die kulturelle Vielfalt widerspiegelte. Kapitel 2 (R. Pruzsinsky, „The Poor Musician“ in Ancient Near Eastern Texts and Images) behandelt die soziale Stellung altorientalischer Musiker. Ausgangspunkt ist ein Keilschrifttext des 2. Jt. v. Chr., der Schüler vor den Verführungen von Musik und Tanz und der damit einhergehenden Vernachlässigung von Pflichten und daraus folgenden Armut warnt. Kapitel 3 (D. Shehata, Singing and Singers in 2nd Millennium Babylonia) untersucht unterschiedliche performative Praktiken von Sängern und Chören sowie ihre Aufstellung während der Aufführung anhand von Keilschrifttexten und zeitgenössischen ikonographischen Darstellungen. Kapitel 4 (H. Köpp-Junk, Textual, Iconographical, and Archaeological Evidence for the Performance of Ancient Egyptian Music) befasst sich mit dem altägyptischen Instrumentarium, den Musikern, den Aufführungsorten sowie mit Repliken von Instrumenten und experimentellen Musikaufführungen. Beitrag 5 (Th. W. Burgh, Potential Musical Instructions in Ancient Israel) untersucht Informationen aus der hebräischen Bibel mit Bezug zu musikalischen Auffüh-

rungspraktiken (zirkuläre Atmung, Improvisation) und würdigt experimentell archäologische Forschungsansätze. Kapitel 6 (D.F. Maras, *Dancing Myths: Musical Performances with Mythological Subjects from Greece to Etruria*) zufolge waren Tanz und Musik in hellenistischer Zeit bisher wenig beachtete Medien für die Ausbreitung griechischer Mythen in andere Kulturen. Kapitel 7 (A. Bellia, *Performative Aspects of Music in Sacred Contexts of the Western Greeks*) befasst sich mit der Musik als Bestandteil des kultischen Theaters, in dem göttermythologische Themen aufgeführt wurden. Kapitel 8 (R. Jiménez Pasalodos/P. Holmes, *The Aulos and the Trumpet: Music, Gender and Elites in Iberian Culture. 4th to 1st Century BCE*) untersucht ikonographische Darstellungen, die Hinweise auf die Klangwelt elitärer Kontexte der Iberer liefern. Aulosspielerinnen und Trompetenspieler traten als Duo auf, was in anderen Kulturen unbekannt ist. Beide Instrumente repräsentieren eine binäre Weltsicht, die durch unterschiedliche Konzepte gekennzeichnet sein kann (Mutter/Gottheit – Held/Krieger). Kapitel 9 (M. Mungari, *Clues of Roman Soundscapes around Vesuvius: Some Case Studies*) behandelt programmatisch die noch zu untersuchenden häuslichen und öffentlichen musikalischen Aufführungsstätten der Vesuvstädte Pompei und Herculaneum. Kapitel 10 (K. Wysłucha, *Tibia ... Depiction of a "Many-holed" Tibia in Written Sources*) zeigt das interpretative Potential einer in lateinischen Texten als *multifora*, *multiforatis*, *multiforabilis* bezeichneten Tibia, die in unterschiedlichen performativen Kontexten auftritt (Symposia, Kult, Tanzmusik, Musikwettbewerbe). Die Quellenlage erlaubt jedoch keine Identifikation der lateinischen Phrase mit einem bestimmten Tibiatyp. Lediglich der Ausdruck *tibia multiforatis* dürfte einen polymodalen Aulos kennzeichnen. Kapitel 11 (C. Tavolieri, *Body and Soul: The Dangers of Music and Song in Syriac Christianity*) behandelt die Gefahren der Musik und des Gesangs im syrischen Christentum. Ein anmutiger Gesang konnte Männer und Frauen Gott näher bringen, aber auch unter bestimmten Voraussetzungen zur Verwirrung von Körper und Seele beitragen.

Die einzelnen Beiträge stehen isoliert hintereinander in chronologischer Ordnung, sind nicht inhaltlich aufeinander bezogen und münden auch nicht in einer Synthese, was nicht so recht zur Gliederung des Buches in „Chapter“ passt. Zusammenfassend bleiben folgende Eindrücke in Erinnerung:

Unter den Musikern der Antike hatten Sänger eine herausragende Funktion bei kultischen Ritualen. Sie wurden aufgrund ihrer stimmlichen Merkmale und Qualitäten charakterisiert. Chöre konnten unterschiedliche Stimmlagen und Solisten umfassen. Musikalische Aufführungen fanden im privaten und öffentlichen Bereich

statt. Es gab Freelance-Musiker, die innerhalb einer Stadt umherzogen oder von Stadt zu Stadt unterwegs waren. Ihre Tätigkeit führte nicht notwendig zur erhofften sozialen Anerkennung. In der musikalischen Aufführungspraxis können genderspezifische Präferenzen ausgemacht werden, die meist in der Ikonographie auffallen (Hierbei wäre jedoch zu berücksichtigen, dass die Darstellungspraktiken nicht notwendig die reale Welt widerspiegeln müssen). Schriftliche Quellen behandeln die für Leib und Seele gefährlichen, u.a. genderbezogenen Aspekte der Musik. Musikstücke wurden ohne Notationen auswendig aufgeführt. Ob in Ägypten Chironome tätig waren, bleibt nach wie vor unklar¹. Musikalische Aufführungen dienten der Unterhaltung, Vermittlung mythologischer Themen oder ermöglichten, Götter gewogen zu stimmen oder Gott nahe zu kommen. Musik trug in der Antike dazu bei, die gesellschaftliche Ordnung zu stärken und die Zukunft zu sichern².

Die Beiträge spiegeln freilich nicht alle Aspekte antiker musikalischer Aufführungspraxis wider und können angesichts der Diversität der Themen nicht alle Quellen vollständig berücksichtigen. Sie bieten jedoch tiefe Einblicke in die vielfältige musikalische Aufführungspraxis, tragen zu einem tieferen Verständnis der antiken Gesellschaften bei und machen auf zahlreiche Themen und Arbeitshypothesen aufmerksam, die in Zukunft eingehender untersucht werden könnten.

Prof. Dr. phil. Ricardo Eichmann
Deutsches Archäologisches Institut
Orient-Abteilung, Erster Direktor
Podbielskiallee 69-71
D-14195 Berlin
E-Mail: Ricardo.Eichmann@dainst.de

¹ B. Dominicus, Gesten und Gebärden in Darstellungen des Alten und Mittleren Reiches (Heidelberg 1994) 167-178.

² Ricardo Eichmann, Mark Howell, Graeme Lawson (eds.), Music and Politics in the Ancient World. Exploring Identity, Agency, Stability and Change through the Records of Music Archaeology (Berlin 2019).